Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Siebenunddreißigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Maximilan I. (Kaiser von Deutschland).
(Beschluß.)

Dennoch ließ sich Maximilian von seinem von Frankreich gewonnenen Sohne, den 15. October 1501, zum tridenter Vertrag bewegen, durch den die Verabredung der Heirath der französischen Prinzessin, Claudia, mit M.'s Enkel, Karl (nachmals Karl V.), so wie der Maria, Tochter Philipps, an den nächsten Sohn, der Ludwig XIII. geboren werden sollte, eben so die ungestörte Succession Philipps in Spanien, Maximilians in Ungarn und Böhmen bestätigt ward, und Frankreich dagegen die Belehnung mit Mailand unter der Bedingung erhielt, daß das Herzogthum einst die Mitgift der Prinzessin Claudia werden sollte. Nach Herstellung des Friedens mit Frankreich wollte M. einen von Jugend auf gewünschten Kreuzzug unternehmen und forderte die mächtigen Reichsstände einzeln zur Hülfe auf, aber die Kurfürsten vereitelten sein Vorhaben, indem sie in einem, 1502 in Gelnhausen geschlossenen Kurverein sich gegen Maximilians Eigenmacht verwahrten; auch andere Hindernisse fanden sich vor, um diesen Plan zu zerstören. Auch mißlang M. 1503 die Erhebung Oestreichs zum Kurfürstenthum, wogegen ihm die des Reichshofraths zu Wien (ursprünglich nur für Oestreich bestimmt) zu einer Reichsinstanz gelang. Unter die vorzüglichsten der eben erwähnten Hindernisse des Türkenkriegs gehörte der Krieg, der 1504 über die Erbschaft Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut, zwischen Baiern und Pfalz ausbrach. Der Sohn des Kurfürsten, Philipp Ruprecht, war nämlich der Gemahl der einzigen Tochter Georgs, und im

Testament zum Erben von dessen Besitzungen, ungeachtet dieselben nach frühern Verträgen dem Herzog Albert von Baiern-München zufallen sollten, eingesetzt worden. Der Kaiser vertrat die Rechte des Herzogs von Baiern-München, und hatte die fränkischen Linien von Brandenburg, Würtemberg u. s. w. auf seiner Seite, während der König von Böhmen Ruprecht von der Pfalz unterstützte. In der blutigen Schlacht bei Regensburg war M. bereits vom Pferde geworfen, und sein Leben in Gefahr, als Herzog Erich von Braunschweig ihn rettete. Später starb Ruprecht, und seine Gemahlin und dessen Vater nahm den ihm schon früher angetragenen Vergleich an, wonach Ruprechts 2 Söhne das Land Baiern zwischen der Donau und Nab erhielten, und Herzog Albrecht von Baiern-München den übrigen Theil der Erbschaft bekam. M. machte indessen bei dieser Gelegenheit bedeutende Erwerbungen, indem er mehrere Besitzungen, die ehemals der Pfalz gehört hatten, u. a. das verpfändete Elsaß, die Grafschaft Kirchberg, die Herrschaft Weißenhorn und mehrere Schlösser in Tyrol, zum Ersatz der Kriegskosten erhielt. In demselben Jahre sandte M. 3000 Mann zur See nach Neapel, wo Ludwig XII. und Ferdinand von Aragon über die Theilung uneinig geworden waren, um Neapel so viel als möglich für seine Familie zu sichern. Philipp indessen, friedfertiger gesinnt als sein Vater, erneuerte, bei seiner Durchreise durch Frankreich nach Castilien, wohin er wegen seiner Ehe mit Johanna, Ferdinands von Aragon und Isabellens von Castilien Tochter, ging, und auf seiner Rückreise den Vertrag von Trient und schloß eine neue Uebereinkunft, die festsetzte, daß es in Neapel beim Alten bleiben, nur Philipp in Calabrien und Apulien an die Stelle Ferdinands treten und diese Provinzen seinem Sohne Karl (später Karl V.), Frankreich dagegen seinen Antheil an Neapel der Prinzessin Claudia als Mitgift geben sollte, die Karl zur Gemahlin

bestimmt war. Als aber dessen ungeachtet die Spanier die Feindseligkeiten in Neapel nicht, wie verabredet war, aufgaben, sondern Gonsalvo di Cordova den Krieg, angebend, daß Philipp die ihm vom Könige von Aragonien gewordenen Vollmachten überschritten habe, fortsetzte und die Franzosen aus Neapel gänzlich verjagte, rieth Philipp seinem Vater, sich Frankreich zu nähern, und brachte auch wirklich den Vertrag von Blois am 22. Sept. 1504 zu Stande, worin Claudia von Neuem M.'s Enkel, Karl, und ihr das Herzogthum Burgund nebst Zubehör, Bretagne, Mailand, Genua, Asti und Blois als Mitgift zugesagt wurden. Kaum war dieser Vertrag jedoch unterzeichnet, als ihn Frankreich schon brach, indem Ludwig XII., durch die geänderten Verhältnisse im Hause Aragonien und Castilien bewogen, seine Tochter Claudia Franz, damaligem Herzog von Angoulême, zur Gemahlin gab und seine Nichte an den Schwiegervater Philipps, den König Ferdinand v. Aragon, verheirathete. Plötzlich starb Philipp den 25. Sept. 1506 in Castilien, wohin er sich, um die Regierung zu übernehmen, begeben hatte. Vergebens versuchte M. die Vormundschaft über dessen blödsinnige Gemahlin Johanna und damit die Regentschaft in Castilien zu erhalten, dagegen bekam er die in den Niederlanden, die er durch seine Tochter Margarethe regieren ließ. Schon lange hatte M. den Plan gehegt, sich persönlich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen; eigentlich war dies aber nur ein Vorwand, um Ludwigs Plane zu durchkreuzen und Mailand wieder zu erobern und das alte Ansehn der Kaiser zu verstärken. Der Papst Julius II. und die Venetianer fürchteten aber diesen Römerzug und schlossen eine Ligue mit Frankreich, ihn daran zu hindern. Bald besann sich aber der Papst, letzteres mehr fürchtend als den Kaiser, anders, und lud M. selbst ein, nach Italien zu kommen, Venedig aber versprach ihm freien Durchzug. Der Reichstag zu Constanz (im Juni 1507)

bewilligte M. 90,000 M. zu diesem Römerzuge, aber Ludwig XII., einen Krieg mit M. fürchtend, entließ plötzlich sein Heer, nachdem er Genua unterworfen hatte. Nun wendete sich die italienische Ligue wieder gegen den Kaiser und wollte ihm den Durchzug wehren, M. passirte aber 1508 mitten im Winter die Alpen mit 25,000 Mann, sprach die Acht über Venedig aus und bemächtigte sich mehrerer Plätze in Friaul. Die Annäherung eines französisch-venetianischen Heeres, während er Roveredo vergebens belagerte, hielt M. indessen auf; er proclamirte eine Bulle des Papstes, worin dieser ihm u. seinen Nachfolgern den Titel: erwählter römischer Kaiser gab, und kehrte für seine Person schnell nach Deutschland zurück, seine Truppen wurden dagegen bald umzingelt und zum Theil gefangen, auch die eroberten Plätze von den Venetianern wieder genommen, so wie Triest, Fiume und ein Theil des Trientischen von den Venetianern noch dazu erobert, und der Kaiser war genöthigt, am 6. Juni 1508 zu Venedig mit dieser Republik einen dreijährigen Waffenstillstand zu schließen, worin ausgemacht ward, daß jeder Theil seine gemachten Eroberungen einstweilen behalten sollte. Erbittert über diesen Schimpf, regte M. alle Mächte gegen Venedig auf, und er und der Papst brachten auch wirklich am 10. Dec. 1508 die heilige Ligue (auch Cambrayer Ligue genannt) zwischen sich, Frankreich und Aragonien zu Stande, die den Untergang und die Theilung Venedigs unter diese 4 Mächte zum Zweck hatte. Während aber M. auf dem Reichstage zu Worms (April 1509) sich Hülfe von dem Reiche zu verschaffen strebte, fielen die Franzosen Venedig so heftig an, daß die stolze Republik nach der verlornen Schlacht bei Agnadello sich schon dem Kaiser, der persönlich nach Italien gekommen war und alle venetianische Plätze offen fand, in die Arme zu werfen geneigt war und ihm Unterwerfung unter die Obergewalt des Reichs und 50,000 Ducaten Tribut versprach, wenn

er nur die Stadt unter die Obhut des Reichs nehmen wollte. Der Kaiser indessen, durch die jüngst erlittene Unbill noch zu sehr erbittert und durch den Cardinal von Amboise, der, um Mailand für Frankreich in Lehn zu nehmen, nach Trient gekommen war, überredet, schlug diese Unterwerfung aus, ja er erneuerte sogar die Ligue von Cambray und hielt mit Ludwig XII. eine Zusammenkunft am Gardasee, die jedoch, statt das Bündniß zu befestigen, neue Uneinigkeiten herbeiführte. Der Papst und der König von Aragonien waren unterdessen dieses Bündnisses insgeheim müde geworden und strebten auch M. davon abzuziehen. Doch da dem Kaiser die Belagerung von Padua und der Feldzug von 1510 mißlangen, da ferner Frankreich sich den Vortheil der Siege allein zueignen u. sich heimlich mit dem Papste, der bereits mit dem Könige von Aragonien von dem Bündnisse abgebracht war, mit den Venetianern vergleichen wollte, so schlug M. einen allgemeinen Congreß vor, der 1511 auch zu Mantua zu Stande kam. Zwar konnten sich die kriegführenden Mächte nicht einigen, aber M. ward durch den König Ferdinand von Aragonien, der ihm die Hoffnung machte, Mailand wieder zu erlangen und auch die Chimäre, die Papstwahl auf M. zu lenken, zu begünstigen versprach, dem Bündniß mit Frankreich abwendig gemacht, schloß mit jenem, Venedig und Aragonien 1512 die zweite heilige Ligue und Frankreich verlor nun nach und nach ganz Italien. 1514 st. Ludwigs XII. erbittertster Feind, der Papst Julius II., und Johann von Medicis wurde als Leo X. sein Nachfolger. Auf den Beistand des neuen Papstes rechnend, schloß M. mit Heinrich VIII., König von England, ein Bündniß, dem gemäß dieser mit 80,000 Mann in Frankreich landete, Terouanne belagerte und die Franzosen bej Guinegate schlug. M. war bei dem Heer als Freiwilliger gegenwärtig und leitete eigentlich dessen Operationen. Bald darauf kam aber (1514) der Friede

zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande, wodurch letzteres versprach, nichts gegen Mailand zu unternehmen; zugleich ward die Tochter Ludwigs XII. einem der Erzherzoge versprochen; nach kurzer Zeit (1515) starb jedoch Ludwig XII. und sein Nachfolger Franz I. unternahm sogleich einen Zug nach Mailand, wo die Schweizer die Sforza's wieder eingesetzt hatten, um dasselbe zu erobern; schlug die Schweizer bei Marignano und eroberte Mailand. Andere Beschäftigungen hielten M. ab, sich diesem Einfall zu widersetzen; er verheirathete nämlich eben seinen Sohn Ferdinand mit der Prinzessin Anna von Ungarn, und seine Tochter Maria an Wladislaws Sohn Ludwig. Bald darauf fiel auch Aragonien durch den Tod Ferdinands des Katholischen an dessen und M.'s Enkel, Karl V. Franz I. machte Miene, auch seine Ansprüche auf Neapel zu erneuern. Dies erregte bei den andern Mächten Besorgnisse, und M. erhielt von Aragonien und England bedeutende Summen, vom Papste aber insgeheim die Mahnung, Franz I. aus Italien zu vertreiben. Er fiel daher 1516 in Italien ein und drang bis Mailand vor. Hier weigerten sich aber die Schweizer, gegen ihre Landsleute im franz. Heere zu fechten, M. mußte sich zurückziehen und sein Heer löste sich in der Gegend von Verona völlig auf M.'s Lieblingswunsch war, seine Laufbahn mit einem Türkenkriege würdig zu beschließen. Er berief daher im Juli 1518 einen Reichstag nach Augsburg und wollte auf ihm auch die Erwählung seines Enkels, Karl V., zum römischen König erlangen, doch dem setzten sich Schwierigkeiten entgegen, und der Kaiser reiste ärgerlich und unverrichteter Dinge nach Insbruck ab. Hier überfiel ihn ein Fieber. Um die Luft zu ändern, ließ er sich nach Wels in Oberöstreich bringen, verschlimmerte aber sein Uebel durch zu viel Melonenessen und starb den 11. Jan. 1519. M. hatte von seiner ersten Gattin, Maria von Burgund, 2 Kinder, Philipp

und Margarethe von Oestreich, von seiner zweiten, Blanca Maria von Mantua, keine, von verschiedenen Maitressen 14 uneheliche. M. war einer der ritterlichsten Kaiser, den Deutschland gehabt hat. Von mittler Größe, männlichem Ansehen, schönem Gesicht war er eben so stark als gewandt. Einst trat auf dem Reichstage zu Worms 1495 ein französischer Ritter, Claudius de Batre, auf, der jeden deutschen Ritter zum Kampfe forderte. Unerkannt stellte sich M. ihm mit fremden Waffen, besiegte ihn und gab sich erst nach dem Kampfe zu erkennen. Er war hierbei leicht in der Brust verwundet worden. Ebenso maß er sich mehrmals in offenen Schlachten während des geldernschen und französischen Kriegs mit einzelnen Feinden in offenem Kampfe, und zweimal erlegte er seinen Feind. Ein leidenschaftlicher Jäger, hatte er sich einst auf der Martinswand so hoch verstiegen, daß ihn nur mit Mühe ein Hirtenknabe (den man nachher für einen Engel ausgab) herabgeleitete. Dabei schätzte und belebte er Künste und Wissenschaften, namentlich Geschichtsforschung und Genealogie. M. hatte sehr wichtigen Antheil an der in Deutschland anbrechenden Morgenröthe der höhern Sprachbildung. Er war mit den gangbarsten neuern (italienisch u. französisch), wie mit den ältern Sprachen (besonders lateinisch) bekannt, ein eifriger Freund und Beförderer der Wissenschaften, besonders der deutschen Literatur. Er ermunterte nicht nur die besten Köpfe seiner Zeit zu Werken des Geschmacks, sondern nahm auch selbst an den Arbeiten der Schriftsteller Theil. Er selbst schrieb mehrere Aufsätze in deutscher Sprache u. gab den Grundriß zu einigen größern Werken. Hierunter gehört vorzüglich der Weißkunig (s. d. unter Treitzsaurwein). Eben so beschäftigte er sich mit der Theorie des Krieges, verbesserte die Geschütze, machte mehrere Entdeckungen in der Feuerwerkskunst, gab seinem Fußvolk neue Lanzen eigner Erfindung, machte auch Vorschläge zum bessern

Härten der Waffen. Dagegen war er leichtsinnig, ließ sich von jedem neuen Ruhm und Glück versprechenden Plan, mochte er auch noch so abenteuerlich sein, leicht einnehmen, und da er sehr freigebig war und von Finanzkunst keine Idee hatte, fehlte ihm stets Geld zu seinen Unternehmungen. Deshalb mißlangen dieselben auch meistentheils. Ungeachtet dieses Unsterns legte er doch durch mehrere Heirathen (die seine mit Maria von Burgund, die seines Sohnes Philipp mit Johanna von Castilien und Aragonien, die seines Enkels Ferdinand mit Anna von Ungarn, der mißlungenen Karls V. mit Claudia von Frankreich nicht zu gedenken) den Grund zu Oestreichs nachmaliger Macht. Deutschland verdankt ihm viel. Die endliche definitive Errichtung des ewigen Landfriedens, die Einrichtung der Kammergerichte und der Posten, die Eintheilung des Reichs in Kreise, der Truppen in Regimenter waren sein Werk. Würtemberg erhob er zum Herzogthum. Unter ihm begann auch die Reformation. Anfangs war er ihr geneigt und ermahnte Friedrich den Weisen, Kurfürsten von Sachsen, Luthern zu schützen, später stimmte ihn der Cardinal Cajetan auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 um. In Oestreich errichtete er die ersten stehenden Truppen. Sein Enkel, Karl V., folgte ihm als Kaiser, obschon er dessen Wahl als römischen König nicht durchzusetzen vermocht hatte.

Maximilian II., deutscher Kaiser, Sohn Ferdinands I., geb. zu Wien den 1. August 1527; wurde 1562 zum römischen König erwählt, und folgte 1564 seinem Vater in der Kaiserwürde. Deutschland besaß an ihm einen thätigen, klugen und toleranten Regenten, der durch Bestätigung des Religionsfriedens 1566 offen seine Duldsamkeit aussprach. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ward er mit Soliman II. in Krieg verwickelt; die wichtige Grenzfestung Sigeth und ihr braver Befehlshaber Zriny fiel den Türken in die

Hände; er endigte heldenmüthig sein Leben. Solimans Tod machte jedoch dem Kriege 1567 ein Ende. Nach den Bedingungen des Friedens blieb Johann Sigismund erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Bathori zum Nachfolger. Als nach dem Tode Sigismunds II. von Polen dieser Thron erledigt war (1569), erwartete er den Antrag von Seiten der Polen, weil seine Rechte auf denselben offenbar waren; diese erwarteten dagegen einen Antrag von ihm, und wählten, da dieses nicht geschah, den Herzog Heinrich von Anjou, nachmaligen König Heinrich III. von Frankreich. Er starb den 12. October 1576 auf dem Reichstage zu Augsburg. Alle Parteien trauerten über seinen Tod, denn alle hatten Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu sein. Ihm folgte sein Sohn Rudolf, der 1572 zum König von Ungarn und 1575 zum König von Böhmen und zum römischen König gekrönt worden war. Außerdem hinterließ er von der Tochter des Kaisers Karl V., Maria, die Erzherzöge Ernst (welcher Gouverneur in den Niederlanden), Matthias, der auch Kaiser wurde, Maximilian, Albert (der Cardinal war) und Wenzel und mehrere Töchter. Im Ganzen hatte er 16 Kinder.

Maximilian der Große, auch der Erste, Kurfürst von Baiern, Sohn Herzogs Wilhelm V., geb. zu Landshut den 17. April 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die latein., franz. und ital. Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische. M. bezog 1587 die Universität Ingolstadt, wo er mit dem nachmaligen Kaiser, Ferdinand II., eine innige Freundschaft schloß, u. wurde 1591 nach München gerufen, um unter des Vaters Leitung mit dem Gange der Geschäfte bekannt zu werden. Nach seiner Reise durch Italien 1593 führte er die Regierungsgeschäfte, während sein Vater die Regierung noch nicht gänzlich niederlegen wollte. Aber er konnte bei der namenlosen Verwirrung, in der damals Baiern durch schlechte Ver-

waltung gekommen war, nirgends durchgreifen, bis Wilhelm den 15. Oct. 1597 die Regierung an M. gänzlich abtrat. In ihr regte sich nun neues Leben, und M. traf in allen Zweigen der Staatsverwaltung neue Einrichtungen, doch verfuhr er anfangs nur sehr vorsichtig und nicht ohne die Landstände zu Rathe zu ziehen, um sich unnöthige Rückschritte zu ersparen. Erst als er sein Land völlig geordnet hatte, verfuhr er eigenmächtig und berief die Stände nicht mehr. Seine Finanzen waren bald musterhaft geregelt. Obschon er den Mönchen große Summen zuwendete, große Güter kaufte und lange Kriege führte, fehlte es ihm doch nie an Geld. Die Rechtspflege war eins seiner Hauptaugenmerke; sogleich nach seinem Regierungsantritt verbesserte er die auffallendsten Mängel derselben, allein 1616 führte er eine neue Gerichtsordnung, Land- und Polizeiordnung und Forstordnung ein. Auch das Kriegswesen verbesserte er sehr. Ein Streit der protestantischen Stadt Donauwörth mit dem Abt zum heil. Kreuz über eine Procession wurde 1606 vom Reichshofrath dem Herzog zu schlichten übertragen, der natürlich als eifriger Katholik entschied, die Stadt 1607 belagerte, eroberte und sie zum Ersatz der Kriegskosten für sich behielt. Sogleich traten die protestantischen Reichsstände, jedoch mit Ausnahme Kursachsens, um ihre bedrohten Rechte zu bewahren, zur protestantischen Union zusammen, an deren Spitze der Kurfürst von der Pfalz stand, und als Gegengewicht dieses Bundes bildeten die 3 geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe von Würzburg, Augsburg, Passau, Kostnitz, Straßburg und einige andere katholische Reichsstände, am 10. Juli 1609 zu München die Ligue, die auch Spanien und Oestreich für sich hatte, und deren Oberhaupt M. sein sollte. Als M. im jülichschen Erbfolgestreit gegen die protestantische Union Truppen aufstellte, die geistlichen Kurfürsten aber sich nicht regten, legte er 1610 seine Oberstenstelle nieder, um seine Unentbehrlich-

keit zu zeigen und den Bund zu größeren Anstrengungen zu bringen. Da er aber erfuhr, auf spanischen und päpstlichen Betrieb sollte das Haus Oestreich als allgemeines Haupt des Bundes erklärt werden, so erkannte er den Erzherzog Maximilian, Vormund des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark, als Collegen in der Oberstenwürde an, doch so, daß die wirkliche Leitung in seinen Händen blieb. Nach manchen ausweichenden Antworten willigte M. am 24. Oct. 1610 in den Vorschlag der protestantischen Union, wegen gegenseitiger Abdankung des Kriegsvolks, da er die Abneigung seiner Bundesgenossen gegen Thätlichkeit kannte. Als der Kaiser Matthias 1612 den besondern Bund der katholischen Fürsten zu einem allgemeinen kaiserlichen umzuwandeln suchte, errichtete M. mit den geistlichen Fürsten von Franken, Schwaben und Baiern, 1614, zur Beförderung der katholischen Religion, einen neuen Bund und brachte diesem einen neuen Genossen in seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, zu, den er zum Uebertritte zu der römischen Kirche bewogen hatte, indem er ihm bei seinem Streite über die jülichsche Erbschaftssache den Beistand aller katholischen Fürsten vorgespiegelt. Als der Erzherzog Maximilian die geistlichen Stände von Augsburg und Ellwangen 1615 zum Uebertritte zu seinem Directorium nöthigte, legte der Herzog von Baiern sein Directorium nieder und schloß im Mai 1617 in aller Stille mit den fränkischen, ihn darum ersuchenden Bischöfen und dem Propste von Ellwangen einen engen neuen Bund, unter dem Titel einer vertraulichen nachbarlichen Versicherung, ganz nach den Bedingungen und Verhältnissen des frühern Bundes. Die Religion der Politik immer vorsetzend, ging er in die Anträge der protestantischen Fürsten, ihn zum Haupt eines allgemeinen Bundes gegen Oestreich zu machen, nicht ein, beförderte vielmehr 1619 Ferdinands II. Kaiserwahl, obgleich Kurpfalz ihm die Stimme gab und andere Kurfürsten,

wenn er Ernst zur Annahme der Kaiserkrone gezeigt, die ihrigen nicht versagt haben würden. Des von den Böhmen und Ungarn bedrängten Ferdinands II. nahm sich M. ernstlich an, und verhieß ihm durch einen Vertrag, d. d. München den 8. Oct. 1619, seine und der sämmtlichen zu einer neuen Ligue vereinten kathol. Stände Hülfe. Sogleich brachte er ein Heer von 30,000 M. auf, ließ sich für die Kosten von dem Kaiser Ober-Oestreich verpfänden und bewog die durch eben das Heer geschreckte Union, durch kluge Unterhandlungen bei dem böhmischen Kriege unthätig zu bleiben. Hierauf eroberte er das empörte Ober-Oestreich, stellte dort die katholische Religion wieder her, vereinigte sich mit des Kaisers General Bucquoi, ging dann gegen den Kurfürsten Friedrich V., König von Böhmen, und schlug ihn in der Schlacht am weißen Berge bei Prag völlig. M. stellte nun Tilly an die Spitze des Heeres der Ligue, lenkte aber von seinem Cabinet aus die weitern Kriegsunternehmungen desselben in Deutschland, besetzte alle wichtigen Stellen der Befehlshaber, bezahlte die Truppen u. s. w. Während er nun im Mai 1620 persönlich die Oberpfalz in Besitz nahm, sendete er Tilly nach der Unterpfalz; dieser ward zwar den 22. April 1622 bei Wiesloch von Mansfeld geschlagen, siegte aber später bei Wimpfen den 6. Mai über den Markgrafen von Baden und den 20. Juni bei Höchst über Christian von Braunschweig und eroberte Mannheim und Heidelberg. Der dankbare Kaiser ertheilte nun M. die Kurwürde des geächteten Friedrichs V. von der Pfalz auf Lebenszeit und beschwichtigte die Widersprüche Sachsens durch Belehnung mit der Lausitz, Brandenburgs durch einen Einfall in sein Gebiet und verpflichtete dadurch den Baierfürsten zu noch eifrigerer Theilnahme an dem Krieg. Wirklich erfocht Tilly mit den Schaaren M.s und der Ligue die glänzendsten Siege, besetzte Kassel, schlug Christian von Braunschweig den 6. Aug. 1623 bei Lahr, besiegte den Kö-

nig von Dänemark später bei Kalenberge, den 29. Juli, und bei Lutter am Barenberge, den 17. Aug. 1626, und trieb so fast alle seine Gegner zu Paaren, der Kurfürst selbst aber stillte durch Pappenheim einen Aufstand der Protestanten in Oestreich. M. hatte seine Kriegskosten für Oestreich zu 13 Millionen Gulden berechnet; der Kaiser wollte gern das verpfändete Oestreich zurückerhalten und ihm dafür einstweilen die Oberpfalz verschreiben. Des weigerte sich aber M. und erhielt daher am Ende die Oberpfalz und die Grafschaft Cham am 4. März 1628 für diese Summe verkauft und im Mai die Kurwürde erblich übertragen. Bei Erlassung des Restitutionsedicts 1629 rieth M. vergebens zur Mäßigung. 1630 erhielt er auf dem Reichstage zu Regensburg die Entlassung Wallensteins und den Oberbefehl des Theils des kaiserl. Heeres, dessen Rest mit den baierisch-liguistischen Truppen vereint, und die Leitung der katholischen Angelegenheiten lagen nun ganz wieder in M.s Hand, bis Gustav Adolf auf dem Kampfplatz erschien und Tilly den 7. Sept. 1630 bei Leipzig besiegte. Der Schwedenkönig überschwemmte nun das südliche Deutschland, stürmte Donauwörth, schlug die Katholischen und M. selbst am 2. April 1632 am Lech, wo Tilly blieb, besetzte Augsburg, Nördlingen, Memmingen und Kempten, belagerte zwar Ingolstadt vergeblich, nahm aber Landshut und München, wo er einen Theil von M.s Schatz fand, ohne Widerstand und nahm auch Sulzbach ein. Unter diesen Bedrängnissen rieth M. dem, selbst in Böhmen durch die Sachsen bedrängten Ferdinand, Wallenstein wieder einzusetzen; dieser zögerte jedoch, der alten Feindschaft gedenkend, dem gedemüthigten Gegner beizuspringen. Endlich vereinigte sich Wallenstein bei Regensburg mit den Baiern, doch mußte M. ein nur untergeordnetes Commando übernehmen, die kathol. Armee zog aber dadurch Gustav Adolf von Baiern ab, und nachdem sich beide Theile 55 Tage lang bei

Nürnberg gegenüber gestanden hatten, nahm der Kurfürst sein Land wieder in Besitz. Hier wählte er, da München wegen der häufigen Streifereien der Schweden nicht sicher war, Braunau am Inn zum Sitze seiner Regierung, und da kein Baier für die höheren Kriegsstellen zu finden war, ernannte er den Niederländer, Johann von Wörth, zum General. 1633 ward Baiern durch die Schweden, die unter Bernhard von Weimar und Horn vordrangen und nicht mehr die strenge Mannszucht wie unter Gustav Adolf hielten, von Neuem verheert, sie eroberten Landsberg, Neuburg, und, nach einigen glücklichen Gefechten mit Altringer, Regensburg, Cham, Straubingen u. s. w. Vergebens rief M. Wallenstein um Hülfe an, dieser säumte aus denselben Gründen wie früher. Die Beschwerden M.s hierüber beim Kaiser veranlaßten mit Wallensteins Ermordung. Endlich kam Rettung; der römische König Ferdinand erschien, vereinigte sich mit dem Herzoge von Lothringen, der das baierische Heer befehligte, schlug die Schweden bei Nördlingen (6. Sept. 1634) und nahm Augsburg nach achtmonatlicher Belagerung. Als Frankreich in Verbindung mit Schweden und Herzog Bernhard thätiger auftrat, strengte M. alle seine Kräfte an, um unter Mitwirkung der geistlichen Fürsten und des dirigirenden Oestreichs, welcher Verein nun wieder Ligue genannt ward, die bisherige Ueberlegenheit in den Rheingegenden zu behaupten und die Feinde von seinem Lande in weiter Entfernung zu halten. Der Kriegsschauplatz ward unter Johann von Wörth an den Rhein und nach Schwaben verlegt, dort ward dieser den 2. Mai 1638 von Bernhard von Weimar gefangen. Gleiches Schicksal hatte, nach verschiedenen Kriegsthaten am Niederrhein und in Niedersachsen, 1642 bei Kempten der General Mercy, der ihn ersetzt hatte. Dagegen gelang ihm, ausgewechselt, 1643 der Sieg bei Dutlingen über die Franzosen, die in Baiern eindringen wollten. Er fiel 1645 bei Allers-

heim. Am meisten aber litt Baiern in den Jahren 1646 und 47 von Franzosen und Schweden. Maximilian mußte sich zur Neutralität bequemen und geduldig zusehen, wie auch noch nachher Freunde und Feinde das Land verwüsteten. Im westphälischen Frieden erhielt er die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Kurwürde. Während des dreißigjährigen Kriegs baute Maximilian die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, baute mehrere Jesuiten-Collegien und ließ Kaiser Ludwig IV. in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal setzen. Er ließ seinem Sohn, Ferdinand Maria, noch bei Lebzeiten huldigen, brachte dann seine Zeit fast sämmtlich mit Andachtsübungen hin und st. den 27. Sept. 1651, wohl mit an den Folgen seiner Kasteiungen. Nachdem seine erste Gemahlin, Elisabeth von Lothringen, den 4. Jan. 1635 kinderlos gestorben war, heirathete er in einem Alter von 62 Jahren, den 15. Juli 1635, Maria Anna, Tochter seiner Schwester und Kaiser Ferdinands II., und zeugte mit ihr seinen Nachfolger, Ferdinand Maria, und Maximilian Philipp. Auf diese Heirath gründeten sich 1740 nach Karls VI. Tode hauptsächlich die Ansprüche Baierns auf die östreichische Erbschaft.

Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, ältester Sohn des Kurf. Ferdinand Maria's, geb. 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg. 1683 zog er der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 M. zu Hülfe und focht gegen Oestreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm. Seine Vermählung mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, gab ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der Tod seines Sohnes, 1699, sie geltend zu machen. Da auch Oestreich ihm viele Ursachen zu Kaltsinn gegeben

hatte, so verband er sich beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, franz. Kriegsvölkern ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Aber nach zwei verlorenen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, mußte er sein Land verlassen und ward 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. als ein Reichsfeind in die Acht erklärt, welche auch, trotz der von Seiten des Fürstenraths, dessen Einwilligung dazu nicht begehrt worden war, eingelegten Protestation, erst im badner Frieden (1714), wo er zugleich seine sämmtlichen Länder zurückerhielt, aufgehoben wurde. Der Kurfürst hatte während der Zeit in den Niederlanden gelebt, indessen war Frankreich, das selbst in Finanznoth war, nicht im Stande gewesen, ihm nur die zu seiner Unterhaltung nöthigen Gelder zu geben. Endlich hatte er, so wie früher den Titel als Herzog von Brabant, das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Namur als Souverain unter der Bedingung erhalten, daß er es, wenn er Baiern wieder bekommen sollte, zurückgäbe. Seine 2. Gemahlin, Theresia Kunigunde, Tochter des Königs von Polen, Johann Sobiesky, war als Regentin in Baiern zurückgeblieben, war aber, da sie von den Oestreichern nicht als solche anerkannt ward, nach Venedig zu ihrer Mutter gegangen, wo sie die Einkünfte des Rentamts München als Apanage erhielt, jedoch nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach Baiern bekam. M.s Söhne erzog man nicht als Prinzen, sondern als Grafen von Wittelsbach, und gab sie bei einem Fräulein Weichs in Kost. Nach seiner Rückkehr erfuhr der Kurfürst viele Beweise der Liebe und Treue; so wurde ihm der ohne sein Wissen nach der Schlacht von Höchstädt gerettete Schatz von einigen treuen Landständen zurückgegeben. M., der durch die Kriegsereig-

nisse die Kurstimme verloren hatte, kam 1717 wieder in deren Besitz, und wegen des Reichsvicariats ward mit Kurpfalz 1724 ein Vergleich geschlossen, nach dem sie beide Häuser gemeinschaftlich führen wollten. M. st. den 26. Febr. 1726. Von seiner 2. Gemahlin hinterließ er Karl Albrecht, seinen Nachfolger, Clemens August, Kurfürsten von Köln, und Johann Theodor, Bischof von Freisingen, Lüttich und Regensburg.

Maximilian Joseph III., letzter Kurfürst von Baiern von der Ludwigischen Linie, Sohn des Kurfürsten Karl Albert, geb. 1727, erhielt nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, der 1741 unter dem Namen Karl VII. den Kaiserthron bestiegen hatte, im 17ten Jahre die Regierung, versuchte noch einmal das Glück der Waffen, und schloß, als der Versuch unglücklich ausgefallen war, den Frieden zu Füßen den 22. April 1745, worin er alle Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen aufgab, und dafür die Kurstaaten zurückerhielt. Von dieser Zeit an war er emsig bemüht, die Wunden des Kriegs zu heilen, die verfallenen Finanzen zu ordnen, Handel, Fabriken, Ackerbau, Künste und Wissenschaften zu heben und die besten Einrichtungen zu treffen. In dieser Absicht legte er 1749 zur Bezahlung der Schulden einen Tilgungsfond an; 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein, verbesserte Schulen und Universitäten, stiftete 1760 die Akademie der Wissenschaften in München, und gestattete den Protestanten in München Religionsfreiheit. M. st. den 30. Dec. 1777 an den Blattern. Seine Ehe mit Maria Anna Sophia, einer polnisch-sächsischen Prinzessin, war kinderlos, und mit ihm st. die baierisch-wittelsbachische Linie aus, und Baiern fiel den Familienverträgen gemäß an Kurpfalz, dessen Kurfürst Karl Theodor auch die letzten Jahre an der Regierung von Baiern Antheil genommen hatte.

Unter ihm war Baiern durch den Ankauf und Anfall mehrerer Gebietsparcellen vergrößert worden.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Cöln, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, Erzherzog von Oesterreich, jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia und Franz I., geboren 1756, durchreis'te unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, wählte den geistlichen Stand, wurde 1769 Coadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Karl von Lothringen, 1780 Coadjutor des Erzbischofs von Cöln und Bischofs von Münster, erlangte 1780 die deutschmeisterische und 1784 die kurfürstliche Würde. Cöln und Münster, wo unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Friedrich große Unordnungen eingerissen waren, erfreuten sich mit Recht seiner weisen Einrichtungen, und sein erster Minister, von Waldenfels, ging ihm dabei zur Hand. Die Anlegung einer Bibliothek in Bonn, die Verbesserung der Universität daselbst und die Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg bleiben ewige Denkmahle seines reinen Willens. Zu bedauern war es, daß durch den Ausbruch des französ. Revolutionskrieges er selbst im Herbste 1794 sein Kurfürstenthum verlassen mußte. Er lebte seitdem abwechselnd zu Münster, Mergentheim und Ellingen, und starb 1801 zu Hetzendorf bei Wien. In s. letzten Lebensjahren wog er 477 Pfund. Vgl. v. Dohm's »Denkwürdigkeiten ꝛc.« und »Maximilian Franz, letzter Kurfürst von Cöln,« vom Freih. v. Seida (Nürnberg 1803).

Maximilian I. (Joseph), letztverst. König von Baiern, ward am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen unweit Mannheim geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreich. Feldmarschall, s. Mutter, Francisca, Tochter Johann Karls von Sulzbach. Im 6. Jahre seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht des

Herzogs Christian, seines Oheims. 1777 ward er seinem Regimente in Straßburg als königl. französischer Oberst vorgestellt. 1778 ward er Maréchal de camp und erhielt das Ludwigskreuz. Bis 1789 verweilte er in Straßburg, nur daß er mehrere Reisen machte, ging dann nach Mannheim und übernahm 1795, nach seines Bruders Karls II. Tode, die Regierung über Pfalz-Zweibrücken. 1799 folgte er seinem Vetter, dem Kurfürsten Karl Theodor, als M. IV. in Pfalzbaiern. Die Umstände, unter denen er die Regierung übernahm, waren bedenklich, indem sich sein Land gerade zwischen den beiden kriegführenden Mächten, Frankreich und Oesterreich befand. M. schloß sich indessen an letzteres an, und erhielt von England Subsidien für 12,000 Mann. Die Franzosen drangen nun aber 1800 in Baiern vor und eroberten fast das ganze Land. Der Friede von Lüneville befreite indessen dasselbe von den lästigen Gästen. Für seinen Verlust auf dem linken Rheinufer (220 QM. u. 692,000 E.) erhielt Baiern die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Theile von Eichstädt und Passau, und mehrere Abteien, Reichsstädte und Reichsdörfer, zusammen 319 QM. und 898,000 Ew., und arrondirte sich dadurch trefflich, schloß auch 1803 mit Preußen einen Tauschvertrag über Parcellen in Franken gelegen, der beide Theile besser abrundete. 1805 wollte Oesterreich Baiern nöthigen, sein Heer zu entlassen oder auf seine Seite zu treten. M. willigte aber hierein nicht, sondern zog sein Heer, 26,000 Mann stark, in der Oberpfalz zusammen und schloß sich an Frankreich an; die Oesterreicher aber überschwemmten sein ganzes Land; bald aber griffen die Baiern mit den Franzosen vereint dieselben an, trieben sie zurück und drangen, Wrede in Böhmen, Deroy in Tyrol ein. Im Frieden von Preßburg erhielt Baiern Tyrol, Vorarlberg, die Städte Augsburg u. Lindau ꝛc. (583 QM. und 1,028,000 Ew.), wogegen es Würzburg (97 QM.

und 260,000 Ew.) abtrat. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt ꝛc. 1805 schloß sich Baierns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs möglichst zu ersparen, Frankreich an und proclamirte sich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nun griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807, die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domanial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle 3 Religionsparteien genossen freie Uebung ihres Cultus. Noch wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet 1808, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt u. 1811 modificirt, Finanzen u. Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen 1811, und um die in früheren Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich M. durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fonds für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Ingolstadt und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrerseminarien in den alten

Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. s. w. Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährl. Etat auf 80,000 Gulden festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentl. Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigene Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Maximilian verkannte, als die Macht Napoleons auf den Eisfluren Rußlands und den Feldern Leipzigs gebrochen war, nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Octbr. 1813) war von den entscheidendsten Folgen. M. st. den 13. Oct. 1825. Er war ein kluger, umsichtiger Fürst gewesen, dem Baiern seine jetzige Macht verdankt. Dem Volke war er durch Sittenreinheit, Menschenfreundlichkeit und Milde ein hohes Muster. Allgemein ward er von seinen Unterthanen geliebt.

Maxime ist Das, was das Individuum zum Grundsatze seines Handelns macht, u. es kann dieser subjective Grundsatz entweder mit dem objectiven Princip des Guten übereinstimmen, dann reden wir von einer reinen oder sittlichen Maxime, oder rein subjectiv sein und von den selbstischen Trieben und Zwecken ausgehen. Der Inbegriff der Maximen gehört zur Gesinnung des Menschen.

Maximum (das Größte), überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung stattfindet oder stattfinden soll; der höchste Grad einer Thätigkeit. Zur Zeit der franzöſ. Revolution hieß es der höchste Waarenpreis, der gesetzmäßig festgesetzt war, die Taxe, nach welcher die Lebensmittel verkauft werden mußten. Anfangs vielleicht heilsam, fand man es doch in der

Folge für Industrie und Handel nachtheilig und schaffte es im 3. Jahre der Republik wieder ab. Figürlich braucht man auch den Ausdruck: Maximum für den höchstmöglichen Grad, zu welchem etwas gelangen kann.

Mayer (Johann Tobias), einer der größten Astronomen des 18. Jahrh., ward den 17. Febr. 1723 zu Marbach im Würtembergischen geboren. Durch Privatfleiß förderte er sich in den mathematischen Wissenschaften so weit, daß er sie lehren konnte. 1750 ernannte ihn die Universität Göttingen zum Professor, und nahm ihn bald darauf in die Societät der Wissenschaften auf. Mayer erfand mehrere Instrumente, um mit mehr Bequemlichkeit und Sicherheit die Winkel bei großen Feldmessungen zu bestimmen. Er zeigte, daß selbst die Elementar-Geometrie noch einer Erweiterung, indem man die rechtlinigten Figuren in Dreiecke umwandle, fähig sei. Bei der Bearbeitung seiner Mondtheorie fühlte er die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern auf eine halbe Minute zu messen. Er fand, daß der Mond innerhalb einer Zeitminute eine halbe Minute auf seiner Bahn fortrücke; eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen $\frac{1}{4}$ Grad ungewiß, was besonders auf der See von keinem Belange ist. Die Unvollkommenheit des Spiegelsextanten bewog ihn, seine Multiplicationsmethode auf Spiegelwerkzeuge anzuwenden, durch welche allein auf der See Winkel gemessen werden konnten. Dies brachte ihn auf die Erfindung seines Spiegelkreises, den er im Modell nach London sandte. Wenn gleich das **Board of Longitudes** den Seeuhren des Harrison den Preis von 20,000 Pfd. zuerkannte, so muß doch jeder Kenner eingestehen, daß Mayer die Aufgabe eben so gut gelöst habe. Er erhielt, oder vielmehr seine Witwe, doch 6000 Pfd. Er starb 1762. Seine Schriften sind: 1) »neue allgemeine Methode, alle Probleme der Geometrie mittelst geometri-

scher Linien zu lösen,« Eßlingen 1741; 2) »mathematischer Atlas,« Augsb. 1748; 3) mehrere geographische Karten; 4) acht Memoiren und endlich seine Tafeln der Bewegungen des Mondes u. der Sonne.

Mazamets[1] heißen multonartige Zeuge, auch Cordillats genannt, die in Languedoc gearbeitet und dann zu Toulouse, Montpellier ꝛc. gefärbt und zugerichtet werden.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, ein merkwürdiger französischer Minister, geb. zu Piscina in Abruzzo 1602, studirte zu Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den Truppen des Papstes Kriegsdienste. 1628 wurde er zuerst Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu durch den Nuncius Bagni als ein ausgezeichneter Mann vorgestellt. Bald hatte er sich die Freundschaft des ersten Ministers und das Wohlwollen des Königs erworben, der ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben ließ. Sterbend empfahl Richelieu M. dem Könige zum Nachfolger, und wirklich erhielt er nach dem Tode des Cardinals, wenn auch nicht den Titel, doch die Macht als Premierminister. Als ächter Italiener suchte er nicht durch Schrecken, sondern durch Schlauheit zu herrschen, bewirkte die Loslassung der Marschälle Bassompierre und Vitry aus der Bastille und trug viel zur Aussöhnung des Herzogs von Orleans mit dem Könige bei. Bei der zunehmenden Schwäche Ludwigs XIII. ließ sich sein baldiger Tod voraussehen. Die Königin Anna von Oesterreich und des Königs Bruder, der Herzog von Orleans, machten auf die Regentschaft Anspruch. Anfangs begünstigte M. letzteren, weil er wußte, daß ihn die Königin, als eine Creatur Richelieu's, haßte, aber bald sah er unübersteigliche Schwierigkeiten bei der Ernennung desselben zum Regenten, und schloß sich an die Partei der Königin an. Endlich bestimmte aber der König, daß der Herzog von Orleans und die Königin Mitglieder der Regentschaft sein, sie eigentlich aber von

einem Geheimenrath ausgeübt werden solle, zu dessen Präsidenten er M. ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode, 1643, sah indessen M., daß es unmöglich sei, diesen Plan durchzuführen, und erbot sich selbst, diese Präsidentenstelle niederzulegen u. sich nach Rom zurückzuziehen. Die Königin Anna hatte indessen Niemand, dem sie die Zügel des Staats anvertrauen konnte, überdies waren M. und Chavigny die einzigen, die in die Staatsgeheimnisse eingeweiht waren, und sie beschloß daher, M., wenn auch nur auf kurze Zeit beizubehalten. Bald wußte aber M. die von Natur träge Königin, welcher der Herzog von Orleans und der Prinz Condé, von M. gewonnen, noch dazu riethen, M. zu behalten, durch geschickte Geschäftsführung ganz einzunehmen, und alle Nebenbuhler (den Bischof von Beauvais, Bouthillier, Chavigny) zu entfernen. Diese Gewalt über die Königin offenbarte sich besonders dadurch, daß durch M.s Einfluß der Herzog von Beaufort, die Herzogin von Chevreuse, der Königin ehemalige Vertraute, und Chateauneuf, der wegen ihr in der Bastille gesessen hatte, sämmtlich, weil sie gegen ihn cabalirten, in Ungnade kamen und theils verhaftet, theils vom Hofe verwiesen wurden. Nach außen war der westphälische Friede 1648, durch den Frankreich so bedeutende Erweiterungen machte, das Glänzendste unter M.s Verwaltung. Um diese Zeit begannen, durch einen Zwist der Regierung mit dem Parlament, das sich weigerte, die Befehle zu den ungeheuren, freilich von der Nothwendigkeit gebotenen Abgaben einzuregistriren, die Unruhen der Fronde. M. ließ mehrere der eifrigsten Sprecher verhaften und erzeugte so den 27. August 1648 den Barricadentag, wo das Volk die Straßen von Paris versperrte und die Loslassung der Gefangenen erzwang. Am 13. Sept. benutzte M. die momentan eingetretene Ruhe, um den König Ludwig XIV. aus Paris zu entführen, und da er sich von dem Heerde der Rebellion entfernt hatte, verhaftete er seinen Hauptgegner

Chavigny und verwies Chateauneuf nochmals. Das Parlament rächte sich aber dadurch, daß es ein altes Gesetz, welches für den Marschall von Ancre gegeben war, und das jedem Ausländer die Einmischung in Staatsgeschäfte verbot, wieder hervorsuchte; doch vermittelte der Prinz von Condé noch einen Vergleich, dem zu Folge der König zurückkehrte, Chavigny aber in Freiheit gesetzt wurde. Doch im Stillen glimmte die Unruhe fort, und M. verließ im Januar 1649 Paris mit dem Könige und der Regierung nochmals, und beschloß, diese aufrührerische Stadt auszuhungern. Ein Befehl, der das Parlament nach Montargis verwies, ward nicht eröffnet, und M. vom Parlamente als Feind des Staats aus Frankreich verwiesen, und der offene Krieg brach aus. Bald waren die Pariser aber des Kampfes müde, und es kam den 11. März 1649 ein Friede zu Stande, der in der Hauptsache Alles beim Alten ließ und deshalb keine Partei befriedigte. M. kehrte mit dem Könige den 18. Aug. nach Paris zurück. Die höchst unkluge Verhaftung des Prinzen Condé, der bald auf der Partei der Fronde, bald auf der der Regierung stand, in der That aber den übermächtig gewordenen Cardinal von Herzen haßte, seines Bruders, des Prinzen Conti, und seines Schwagers, des Herzogs von Longueville, brachten den Krieg wieder zum Ausbruch; die Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um Burgund, die Normandie und Guienne, wo Condé Anhänger hatte, zu beruhigen, und während der Zeit erklärte sich auch der Herzog von Orleans, dessen Vertraute den Coadjutor Retz und den Abbé la Rivière, M. durch Verweigerung des Cardinalhutes beleidigt hatte, gegen denselben; auch das Parlament trat wieder auf, und selbst Turenne erhob sich gegen die Regentschaft. So und noch durch einen Volksaufstand in die Enge getrieben, kündigte M. selbst den gefangenen Prinzen ihre Freiheit an und entwich nach Lüttich und darauf nach Cöln, von wo er noch immer die

Regentin beherrschte, als wenn er den Hof nicht verlassen hätte. Als der Sturm sich gelegt hatte, und Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit den Thron bestieg, kehrte er im Jahre darauf wieder nach Frankreich zurück, »weniger wie ein Minister,« sagt Voltaire, »der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte.« Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigene Kosten geworben hatte, begleitet. Das Parlament donnerte eine Verbannungsakte wider ihn, und setzte einen Preis von 50,000 Thlrn. auf seinen Kopf. Man trieb die Thorheit so weit, daß man Magistratspersonen abschickte, welche gerichtliche Untersuchungen gegen die Armee des Ministers anstellen sollten. Der König, seine Mutter und sein Minister irrten in den Provinzen umher. Bald hätte sie Condé, mit den Spaniern im Bunde, zu Sien an der Loire aufgehoben; Turenne, der die Spanier verlassen hatte, rettete sie durch seine Geschicklichkeit. Der Hof ging in Begleitung seines Retters nach Paris. Es kam zu dem St. Antons-Gefechte in der Vorstadt dieses Namens. Die königl. Armee siegte bereits, als Mademoiselle, Tochter des Herzogs von Orleans, das Geschütz auf der Bastille wider dieselbe abbrennen ließ, und dadurch Turenne zum Rückzuge nöthigte. Weil der Haß wider den Minister unversöhnlich zu sein schien, so willigte der König darein, denselben zu entfernen, wiewohl unter einer feierlichen Erklärung zu dessen Lobe. Nachdem die Ruhe wieder zurückgekehrt war, erschien auch Mazarin, vom Könige zurückberufen, 1653 wieder am Hofe, erhielt seine ganze Gewalt wieder, und Jedermann, sogar das Parlament unterwarf sich ihm. Dies war der merkwürdige Schluß eines Krieges, der bloß, wie sich Condé ausdrückte, in burlesken Versen beschrieben zu werden verdiente. Ein wichtiger Dienst, den er nach seiner Rückkehr Frankreich leistete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte

ihn selbst auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro, u. hier war es, wo Mazarin seine ganze Geschicklichkeit zeigte. Diesem Frieden (dem sogenannten pyrenäischen) zufolge vermählte sich Ludwig mit der Infantin Maria Theresia. Mazarin brachte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurück, und ging von dieser Zeit an langsam seinem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und den König in seinen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er starb am 9. März 1661 zu Vincennes an der Brustwassersucht. Sterbend hatte er Ludwig XIV. gerathen, selbstständig und ohne Premierminister zu regieren. M., obgleich unendlich gehaßt, auch nicht ohne Schwächen der Eitelkeit und nicht ohne falsche und treulose Politik, war doch ein großer Minister. Er stillte die Unruhen, die seit der Reformation Frankreich zerfleischten; er erhob es zu der Kraft, auf die Ludwig XIV. weiter bauend ein Reich von so kolossaler Macht errichten konnte. Die Töchter seiner Schwestern waren von Freiern sehr gesucht, die der einen, der Gräfin Martinozzi, waren an den Prinzen von Conti und an den Herzog von Modena, die der andern, Manzini, an den Herzog von Mercoeur, ferner an den Grafen von Soissons (diese war Mutter des Prinzen Eugen von Savoyen), an den Connetable Colonna (s. Manzini), an den Herzog von Mailleraye, der den Namen Mazarin annahm, und an den Herzog von Bouillon vermählt. Karl II. von England begehrte 1655, als M. mit Cromwell unterhandelte, die Hand einer seiner Nichten, erhielt sie aber nicht. Seinem Neffen, Philipp Manzini, hinterließ M. das Herzogthum Nivernois, seinen Nichten aber ein ungeheures Vermögen von Allodialgütern.

Mazeppa (Iwan Stepanowitsch), geb. in dem Palatinat Podolien gegen 1622, von einer armen, doch edlen Familie. Er ver-

brachte seine Kindheit als Page Johann Kasimirs. Als Jüngling knüpfte ihn ein Liebesverständniß an die Gattin eines Magnaten, er ward aber bei einem Stelldichein überrascht und von dem beleidigten Gatten nackend auf den Rücken eines Pferdes gebunden, das hierauf seine Freiheit erhielt. Dies war aus der Ukraine und richtete dahin seinen Lauf. Einige arme Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seine Kenntnisse und Einsichten erhoben ihn zum Secretair u. Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und 1687 wurde er an dessen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peters des Großen, der ihn mit Würden überhäufte. Endlich zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß sich M., eben so unruhig, als thätig, die lästige untergeordnete Rolle zu verlassen. Er näherte sich Karl XII., der eben Polen einen König gegeben hatte, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polens zu bringen. Diese und andere Ränke, welche M. gegen Peter eingeleitet hatte, wurden endlich dem Letztern durch Kotschubey, Kosackengeneral und Isra, Obersten von Poltawa, entdeckt. Peter glaubte ihnen aber so wenig, daß er die Verräther an M. sendete, der sie 1708 sogleich enthaupten ließ. Er beeilte sich nun um so mehr, sein Vorhaben auszuführen; dies zog aber um desto schneller das Verderben über sein Haupt. Peter eroberte seine Hauptstadt Baturin mit allen aufgehäuften Schätzen, sein Heer fiel von ihm ab, und viele seiner Anhänger wurden hingerichtet, er selbst wurde im Bilde gehangen, und als Flüchtling gelangte er nur mit wenig Getreuen zu Karl XII., der sich, im Vertrauen auf die versprochene starke Hülfe, der Ukraine näherte; doch bewog er noch die Zaparower Kosacken, sich für Karl zu

erklären. Karl XII. ward am 28. Juni 1709 bei Pultawa geschlagen. M. floh mit dem Könige nach der Wallachei und starb noch in demselben Jahre zu Bender. Seine Jugendgeschichte hat Lord Byron so angezogen, daß er ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht hat.

Mazzola (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, geb. **il Parmegiano** oder **Parmegianino** (aus Parma), einer der berühmtesten Maler der lombardischen Schule, war 1503 geb., ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen **dall' Erbette**. Vom Papste Clemens VIII. nach Rom berufen, arbeitete er daselbst mit größtem Beifall, wurde jedoch in seinen Arbeiten durch Plünderung dieser Stadt unterbrochen, begab sich nach Bologna und von dort nach Parma, woselbst er mit Verfertigung der Malerei der Gewölbe in einer Kirche beauftragt, jedoch von der Obrigkeit Schulden halber verklagt und dadurch genöthigt wurde, nach Casal maggiore zu flüchten. Hier starb er in elenden Umständen 1540. Seine Manier in der Malerei ist gut, die Zeichnung leicht, die Gewänder vortrefflich. In Madonnen- und Kindergemälden war er ganz vorzüglich ausgezeichnet.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), geb. den 28. Oct. 1707 zu Brescia, aus einem gräflichen Geschlechte stammend; starb daselbst 1765, einer der verdienstvollsten Literaturhistoriker Italiens; schrieb: »**Gli scrittori d'Italia**,« 6 Bde., Fol., Brescia 1754—63; »Raisonnirendes Verzeichniß von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind,« 2 Bde., Fol., Venedig 1761, 1763.

Méchain (Pierre François André), Astronom, geb. den 16. Aug. 1744 zu Laon. Bildete sich seit 1772, wo er nach Paris kam, besonders unter Lalande's Leitung, zum Astronomen aus, und erlangte, vornehmlich durch Berechnung der Uranusbahn, so wie mehrerer Ko-

metenbahnen, ausgezeichneten Ruf. Bei Messung des Meridianbogens zwischen Dünkirchen und Barcelona, welche die constituirende Nationalversammlang veranstaltet hatte, um darnach das neue Maßsystem zu bestimmen, bekam er den Theil von Rhodez bis Barcelona übertragen, hatte aber dabei von Seiten der spanischen Regierung große Schwierigkeiten zu besiegen, war eine Zeitlang gefangen und konnte erst 1803 zu seinen Geschäften zurückkehren, um die Messung bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen, starb aber 1804 zu Valencia am gelben Fieber. Einige Schriften hat er nicht hinterlassen.

Mechanik, der Theil der angewandten Mathematik, der sich hauptsächlich mit der Bewegung der Körper und den Kräften beschäftigt, welche jene Bewegung bewirken; die Maschinenlehre. Sie begreift noch die Statik, Hydrostatik, Aërostatik, ferner die Hydraulik, Dynamik ꝛc. unter sich. Im engern Sinne braucht man auch Mechanik von der wirklichen Bewegung der festen Körper, zum Unterschiede von der Hydraulik. Eben daher heißt auch Mechanikus derjenige, der diese Wissenschaft versteht; und im weitern Sinne ein Künstler, welcher allerhand mathematische und physikalische Werkzeuge verfertigt.

Mechanisch, eigentl. zur Mechanik gehörig; dann in weiterer Bedeutung: Alles, was in der Figur, Größe und Beschaffenheit eines Körpers gegründet ist u. daher sich erklären läßt (mechanische Künste, entgegengesetzt den schönen Künsten, diejenigen, welche das Bedürfniß des menschlichen Körpers zum Gegenstande haben); ferner Alles, was nach Art einer Maschine, die nur vermittelst fremder Kraft von außen her wirkt, ohne eigene vernünftige Wahl und Bestimmung geschieht; so z. B. handelt ein Mensch mechanisch, der Alles ohne Selbstüberlegung, bloß nach einer etwaigen Form macht, triebwerksmäßig, handwerksmäßig. — **Mechanismus**, eigentl. der Bau oder die innere

wesentliche Beschaffenheit einer Maschine, wodurch die Kraft in derselben ihre Wirkung hervorbringt (z. B. der Mechanismus einer Uhr, eines Mühlwerks); dann im weitläuf. Sinne die Art und Weise, auf welche eine materielle Ursache ihre Wirkung hervorbringt.

Mecheln (Malines), Stadt in der niederländ. Provinz Antwerpen und der Grafschaft Mecheln, an der Dyle und einem von Löwen nach Antwerpen führenden Kanale; 3120 H. 20,000 Ew. Sitz eines Erzbischofs, Malerakademie, Tapeten-, Leder-, Seife- und Hutfabriken, Spitzen-, Leinwand-, Baumwollen- und Deckenwebereien, Stückgießerei, Handel.

Mecheln oder Meckenen (Israel von), Goldschmied und einer der ältesten vorzüglichsten Kupferstecher, geb. zu Mecheln 1426, scheint ein Schüler des berühmten van Eyk gewesen zu sein, und soll zu Bocholt um 1503 gestorben sein. Es ist ungewiß, ob die in mehreren Gallerien unter seinem Namen aufgeführten Gemälde ihm ihren Ursprung verdanken. Seine Kupferstiche, die sehr selten sind, ermangeln oft richtiger Zeichnung und der Perspective, zeichnen sich aber aus durch großen Fleiß in der Behandlung.

Mecheln (Christian v.), geb. 1737 zu Basel, ausgezeichneter Kupferstecher, Mitglied der Kunstakademien zu Florenz, Wien und Berlin. Bei seinem Aufenthalte zu Rom, 1765, erwarb er sich Winckelmanns Freundschaft und errichtete nach seiner Zurückkunft in Basel die erste Kunsthandlung in der Schweiz, nebst einer Zeichnen- und Kupferstecherschule; starb zu Berlin gegen 1824.

Meckel (Johann Friedrich), 1781 zu Halle geboren. S. ein Großvater, Johann Friedrich, 1774 gest., erwarb sich den Ruhm eines der ersten Anatomen, die je gelebt haben. Sein Vater, Philipp Friedrich, 1803 gest., war Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Halle und verband den Ruhm eines wissenschaftlichen

Lehrers mit dem eines vielbeschäftigten und glücklichen Praktikers. Solche Vorbilder leuchteten dem Sohne, welchen die Natur mit den herrlichsten Geistesgaben ausgestattet hatte, in die Bahn der Wissenschaft. Für das Studium der comparativen Anatomie hat er in Deutschland unstreitig das Meiste geleistet. Einzig in seiner Art in Deutschland, als Privatbesitz, ist sein anatomisches Museum, welches sein Großvater gestiftet, sein Vater erweitert, er selbst aber mit unschätzbaren Beiträgen, namentlich für vergleichende Anatomie, durch kostspielige Ankäufe und seltene Präparate fortwährend bereichert hat. Sein Eifer für die Wissenschaft veranlaßte ihn in den letzten Jahren zu großen Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, so wie 1824 zu einer Reise durch Neapel und Sicilien.

Mecklenburg, 1) Großherzogthum in Norddeutschland, zwischen der Ostsee, Preußen, der Elbe, den dänischen Staaten und Lübeck; 260 QM. groß, mit 502,000 E.; ist in 2 Staaten vertheilt: a) Mecklenburg-Schwerin, Großherzogthum zwischen der Ostsee, der preuß. Provinz Pommern, Mecklenburg-Strelitz, der Elbe, die es von Hannover scheidet, Dänemark und Lübeck; 228 QM. groß, mit 435,100 E.; ein beinahe ganz flaches Land mit den Flüssen: Elden, Elbe, Recknitz, Warnow und den Malchiner-, Müritzer-, Plauer- u. Schwerinersee. Ackerbau, Viehzucht, Wollen- und Leinenweberei, Glashütten, Handel mit Getreide, Butter, Käse, Wolle, Tabak, Pferden, geräucherten Gänsen, Lachs, Muränen u. a. Der Großherzog ist souveraines Mitglied des deutschen Staatenbundes. Das Land wird durch Stände, die Ritterschaft und Landschaft vertreten; besitzt große Privilegien. Die Landstände beider Herzogthümer bilden nur einen Körper, die alte Landesunion. Die Einkünfte betragen 1½ Million Thaler und die Staatsschuld, mit Einschluß derjenigen von Mecklenburg-Strelitz, 6 Millionen Thaler.

Zum deutschen Bundesheere werden 3580 Mann gestellt. Das Land ist in die 6 Distrikte: Schwerin oder Elbdistrikt, Wismar oder Ostseedistrikt, Rostock oder Warnowdistrikt, Waren oder Müritzdistrikt, Güstrow oder Recknitzdistrikt und Parchim oder Eldendistrikt eingetheilt. Die Hauptstadt ist Schwerin. b) Mecklenburg-Strelitz, Großherzogthum, besteht aus der Herrschaft Stargard, dem östlichen Theile des Landes; 49¾ QM. groß, mit 67,000 E., und dem Fürstenthume Ratzeburg, dem westlichen Theile, 6½ QM. groß, mit 12,400 E., zusammen 56 QM. groß, mit 79,400 E. Darin der Tollensee, Pahlensee, Zirkersee, Ratzeburgersee u. a., und die Flüsse: Tollensee, Havel und Trave. Ackerbau, Viehzucht, Leinen- u. Tuchweberei; Tabaks-, Leder-, Stärke-, Puder- u. Spielkartenfabriken, Kattundruckerei, Kupfer- u. Messinghütten, Papier- und Pulvermühlen, Glashütten und Handel. Die Hauptstadt ist Neu-Strelitz. Der Großherzog ist Mitglied des deutschen Bundes, hat 300,000 Thaler Einkünfte und gibt 718 Mann zum Bundesheere. Die Staatsschulden betragen 800,000 Thaler. 2) (Gesch.). Nach dem Abzuge der Vandalen aus den Gegenden an der Ostsee nahmen wendische Völker ihre Wohnsitze ein, unter denen die Obotriten das ansehnlichste waren, nächst ihnen die Wagrier (um Stargard) und die Polaben (um Ratzeburg); ihr Hauptort: Mikelenborg (jetzt Dorf Mecklenburg unweit Wismar). Karl d. Gr. drang während der Sachsenkriege in das Land der Obotriten ein und zwang die dortigen Wenden bei dem nachmaligen Pfarrdorf Prosecken (im Amte Grevesmühlen) zur Taufe (789). Sie erkannten die fränkische Oberherrschaft an, die Obotriten waren selbst seine Bundesgenossen gegen die Wilzen, und Ludwig der Deutsche ließ das wendische Land durch die sächsischen Herzoge regieren, die aber wenig Ansehn hatten. Auch das Christenthum wollte keinen Boden gewinnen, ungeachtet schon

in Hamburg seit Ludwig dem Frommen (834) ein erzbischöflicher Sprengel bestand. Sie befreiten sich wieder von der deutschen Unterthänigkeit, und Heinrich I. nöthigte sie von Neuem, sich zu unterwerfen und taufen zu lassen (931). Unter Otto I. entstand das Bisthum Aldenburg (Stargard) in Wagrien, und zu Mecklenburg (Mikelenborg) wurde eine Kirche erbaut (956). Ihr eigener König, Gottschalk, bekannte sich zur christlichen Religion und ließ sich ihre Ausbreitung unter den wendischen Nationen, die fast alle seine Herrschaft anerkannten, mit Eifer angelegen sein, daher zwei neue Bisthümer zu Ratzeburg u. Mecklenburg zu Stande kamen (1056). Gleichwohl blieben die Wenden dem Christenthume immer noch abgeneigt; in einem allgemeinen Aufstande ward Gottschalk getödtet (1066), die Geistlichkeit vertrieben, Hamburg zerstört und Kruko, ein heidnischer Fürst von der Insel Rügen, zum Oberhaupt gewählt, aber von Gottschalks Sohn, Heinrich, mit Hülfe der Dänen verdrängt (1105). Heinrich, ein Christ, unterwarf sich dem h. Magnus von Sachsen zur Lehnspflicht, und von ihm und seinem Nachfolger, Lothar (nachmaligem Kaiser), unterstützt, unterjochte er alle Slaven längs der Ostsee, von der Elbe bis zur Oder. Während der Unruhen unter seinen Söhnen (1126 — 30), welche alle ohne Erben starben, riß sich aber manches Volk wieder los, und das Christenthum ward in seinem Fortgange gehemmt. Heinrichs Schwestersohn Kanut, Herzog von Schleswig, erhielt vom Kaiser Lothar das wendische Königreich, das bald hierauf (1131) seine Brudersöhne, Nicolas (Niklot) und Pribislav, theilten, so daß jener die Obotriten, dieser Wagrien u. das Land der Polaben beherrschte, als Heinrich d. Löwe den großen, in mehrern Feldzügen fortgesetzten Kreuzzug gegen die überalbingischen Wenden unternahm, sich zum Herrn von den mehrsten ihrer Staaten machte und den Widerstand der Nation gegen Unterwerfung und Chri-

stenthum endigte (1147 — 1161). Nach dieser Eroberung regierte Heinrich der Löwe das obotritische Land oder M. wie sein eigenthümliches, theilte es unter seine Feldherrn und Ritter, setzte Grafen und Richter ein, unter andern den Grafen Gunzelin in Schwerin, das er zur Stadt und zum bischöflichen Sitz erhob, und stellte das Bisthum M. wieder her, während er das aldenburgische nach Lübeck, seiner Hauptstadt, verlegte. Nikolas Sohne, Pribislav II., gab er nach neuem blutigen Kriege (1164) einen Theil seines väterlichen Erbes unter dem Titel eines Fürsten von M. statt des bisherigen königlichen Titels: König der Wenden, zurück. Deutsche Colonisten nahmen sofort die Wohnsitze der erschlagenen Wenden ein, eine Menge adeliger Güter und Rittersitze nahmen ihren Ursprung daselbst, und die Landessprache ward allmählig durch die deutsche verdrängt. Pribislav bekannte sich zum christlichen Glauben und stiftete das Kloster Dobberan (1170). Sein Sohn, Heinrich Borwin (Burevin) I., machte sich um die Aufnahme des Landes durch Städte und Klöster verdient. Von ihm und seiner Gemahlin, Mathildis, Heinrichs des Löwen Tochter, stammt das regierende Haus M. ab, also eines der ältesten in Deutschland. Die dänische Oberherrschaft, die M. gegen den König Waldemar II. anerkennen mußte, endigte sich nach dessen Niederlage bei Bornhöveden (1227) unter Heinrich Borwin II. Dessen Söhne theilten (1228) und stifteten vier verschiedene Linien: a) Johann der Theolog, die mecklenburgische; b) Nicolas die güstrowische; c) Borwin III. die rostockische und d) Pribislav III. die parchimische. Die beiden letztern erloschen mit den Enkeln ihrer Urheber wieder, jene mit Nicolas d. Kinde (1314), diese mit Pribislav IV. (1325). Nur die von Güstrow oder Werle, auch die wendische Linie genannt, erhielt sich länger und starb erst mit Wilhelm aus (1436), worauf das Fürstenthum Wenden an die mecklenburgische

Linie fiel, in der Heinrich der Pilger und Heinrich der Löwe auf Johann, ihren Stifter, gefolgt waren. Mit Heinrichs d. Löwen Söhnen, Albrecht I. und Johann I., entstanden 2 neue Linien, a) Mecklenburg an sich und b) Stargard (1329). Beide Brüder, besonders Johann, hatten sich im Kriege gegen den Markgrafen von Brandenburg dem Kaiser Karl IV. so beliebt gemacht, daß er nicht nur den Bezirk von Stargard, welcher bisher brandenburgisches Lehn gewesen war, zu einem Reichslehn erklärte, sondern auch ganz Mecklenburg in ein Herzogthum verwandelte (1349). Nach neuen Theilungen zwischen Ulrich I. und Johann II. erlosch mit Johann III. u. Ulrich II. die stargardische Linie (1471), und ihr Land fiel an Heinrich den Fetten von der mecklenburgischen Linie, dem schon, wie erwähnt, mit Wilhelms Tode das wendische Fürstenthum angefallen war. Diese ältere oder mecklenburgische Linie hatten nach Albrecht I. (starb 1379) seine drei Söhne, Albrecht II., der die Grafsch. Schwerin an sein Haus brachte und König in Schweden wurde, Heinrich der Henker und Magnus I., dann seine Enkel Albrecht III. u. IV., u. Johann II. fortgesetzt, als nach Johann III. dessen Bruder, der gedachte Heinrich der Fette, die mecklenburgischen Lande in seiner Person vereinigte (1471). Sie blieben nach seinem Tode (1477) bald vereinigt, bald, nicht ohne Streitigkeiten gemeinschaftlich unter Magnus II., Albrecht V. und Heinrich dem Friedfertigen, Albrecht VI., dem Schönen, Joh. Albrecht I. und Ulrich, Johann IV. und Sigismund August, bis des erstern, Johann IV., Söhne, Adolph Friedrich I. und Joh. Albrecht II. (st. 1636) von Neuem 2 Linien a) zu Schwerin und b) Güstrow formirten (1529) und sich in die gesammten Lande, außer dem rostockischen Distrikte, theilten (1611, 1621). Doch die letztere Linie starb mit dem nächsten Nachfolger, Gustav Adolph, wieder aus (1695). Die Regierung dieser beiden Brüder

fiel in die verhängnißvolle Zeit des 30jährigen Krieges, in dem das Land nach seiner Theilnahme an den dänisch-niederländischen Unternehmungen härter als zuvor von den kaiserlichen und liguistischen Truppen behandelt, sie selbst von Wallenstein vertrieben und von Ferdinand II. geächtet wurden, bis die Schweden M. besetzten und der prager Friede (1635) die Herzoge mit dem Kaiser wieder aussöhnte. Im osnabrückischen Frieden mußte an Schweden die Stadt Wismar mit den Aemtern Pöl und Neukloster abgetreten werden, dagegen der Herzog Adolph Friedrich und seine Erben mit den bisherigen Bisthümern Schwerin und Ratzeburg, der Herzog Gustav Adolph von Güstrow aber mit den Johanniter-Comthureien Mirow und Nemerow entschädigt wurden. Schon Adolph Friedrich I. (starb 1658) hatte Streit mit seinen Landständen, die sich zu keinen Geldbeiträgen verstehen wollten, bis endlich auf seinen Vorschlag ein beständiger Landausschuß gewählt wurde. Unter ihm entstand das Hof- und Landgericht. Sein ältester Prinz, Christian Ludwig, nahm, dem väterlichen Testament entgegen, vom gesammten Herzogthume Besitz und zog dem Lande durch s. Anhänglichkeit an Frankreich (Ludwig XIV.) Verwüstung von Seiten der Dänen und Brandenburger zu. Er st. (1692), wie vor ihm 3 seiner jüngern Brüder (Gustav Rudolf und Karl 1670, Johann Georg 1675), unbeerbt, und nur die beiden, Friedrich zu Grabow (st. 1688) und Adolph Friedrich II. zu Strelitz (st. 1708), hinterließen Nachkommenschaft; sie blühet noch in den beiden Häusern Schwerin und Strelitz. Diese Haupttheilung gründet sich auf einen Erbvertrag und nach Abgang der güstrowschen Linie (1695) beigelegten Successionsstreit zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Onkel, Adolph Friedrich II. Jener, Herzogs Friedrich zu Grabow Sohn, machte nämlich nach dem Recht der Erstgeburt auf M.-Güstrow Anspruch, da hingegen seines Vaters jüngster Bru-

der, Herzog Adolph Friedrich, näher am Grade war und nach dem väterlichen Testament von Adolph Friedrich I. wenigstens zu gleichen Theilen erben wollte. Als die Sache an den Kaiser gelangte, ließ solcher vorerst das erledigte Land sequestriren und die Regierung durch Gustav Adolphs Wittwe führen, bis auf ein Reichshofrathserkenntniß (1679) der Herzog Friedrich Wilhelm in Besitz des ganzen Landes gesetzt wurde. Die Schweden, nebst Kur-Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg, die sich als ausschreibende Fürsten des niedersächsischen Kreises wegen des kaiserl. Executivverfahrens in ihren Gerechtsamen beleidigt fanden, nahmen sich des Herzogs Adolph Friedrich von Strelitz mit bewaffneter Hand so nachdrücklich an, daß auf Leopolds Vermittelung der Hamburger Theilungsvergleich (den 8. März 1701) zu Stande kam, wodurch Friedrich Wilhelm von Schwerin das Fürstenthum Güstrow, hingegen Adolph Friedrich das Fürstenthum Ratzeburg nebst Sitz u. Stimme auf Reichs- u. Kreistagen, die Herrschaft Stargard, die Aemter Mirow u. Nemerow u. aus dem Zoll zu Boitzenburg eine jährliche Pension von 9000 Thlrn. bekam. Es wurde zugleich das Erstgeburtsrecht in beiden Linien bestätigt und die Linealsuccession festgesetzt. a) Friedrich Wilhelm, der also die M.-Schwerin-Güstrowsche Linie anfängt, errichtete nach dieser Theilung mit seiner Ritter- und Landschaft über die zu bestimmende Summe der Landsteuern einen Vergleich, der aber bald neue Streitigkeiten veranlaßte, in denen der Herzog preußisches Militair gegen die adeligen Rittergüter requirirte, die aber für jetzt durch einen anderweitigen Vergleich zu Boitzenburg noch beigelegt wurden. Der damalige nordische Krieg, worin Schweden, Dänen, Sachsen u. Russen in M. hausten, soll dem Lande über 2,600,000 Thlr. gekostet haben, und zum großen Nachtheil desselben nahm Friedrich Wilhelms Bruder und Nachfolger, Karl Leopold, Antheil an dem Kriege. Als

Wismar an die Dänen übergegangen war (1716), blieben die Russen, seine Bundesgenossen, gleichwohl noch im Lande und räumten es erst nach Erhebung großer Geldsummen (1717). Sie behielten es unter dem Vorwande besetzt, dem Herzoge, der eine russische Prinzessin (Czar Peters I. Bruderstochter) zur Gemahlin hatte, gegen s. unruhige Ritter- und Landschaft beizustehen. Mit dieser war Karl Leopold, neben fortdauernden Streitigkeiten mit seinen Verwandten und der Stadt Rostock, in so lebhafte Händel gerathen (1715), daß Karl VI. endlich die Reichsexecution verfügen und durch hannöversche und braunschweigische Kriegstruppen vollstrecken lassen mußte (1719). Dem Herzoge blieb nichts als die Festung Dömitz übrig, und zu Rostock wurde eine kaiserl. Commission eröffnet, gegen deren Verordnungen Leopold mit solcher Widersetzlichkeit beharrte, daß ihn der Kaiser durch eine provisorische Reichshofrathsverfügung (1727) der Regierung entsetzte und seinem Bruder, Herzog Christian Ludwig, die Administration übertrug, da aber diese bei dem Hause Hannover und Braunschweig Widerspruch fand, ihn zum kaiserlichen Commissarius ernannte (1732). Leopold brachte nun durch allgemeines Aufgebot (1733) einen großen Theil der Landleute und der Bürger in kleinen Städten unter die Waffen, was dem König Friedrich Wilhelm I. Veranlassung gab, Preußen einrücken zu lassen. Der Anschlag, den Herzog Christ. Ludwig in Neustadt (Schloß an der Elde) aufzuheben, wurde von den lüneburgischen Truppen vereitelt, die sich auch im Schlosse zu Güstrow so gut hielten, daß die bereits eingenommene Stadt wieder von Leopolds Landsturm verlassen werden mußte, welcher nun sich völlig auflöste. Hannover und Braunschweig zogen ihre Mannschaft bis auf 400 Mann aus M., und für die Kosten wurden ihnen 8 Aemter nebst dem Zoll zu Boitzenburg verpfändet; hingegen verschaffte sich Christ. Ludwig unter Vermittelung holsteinische u.

schwarzburgische Truppen, an welche Schwerin nach einer kurzen Belagerung überging (1735). Allein erst nach Leopolds Tode (1747) hörten die Unruhen auf. Der neue Herzog Christian Ludwig errichtete mit der Ritter- und Landschaft den rostockischen Landesgrundvergleich (den 18. April 1755), wodurch die bisherigen langwierigen Irrungen zwischen beiden Theilen beendigt wurden. Vermöge dieses Landgrundgesetzes sollen die Landescontributionen nach der, nach genauer Ausmessung gefundenen, Anzahl der zur Hälfte steuerbaren Hufen (die andere Hälfte der Hufenzahl soll gegen Leistung der in allen Lehn- und Allodialbriefen vorbehaltenen Ritter- und Mannsdienste frei sein), bezahlt (à 9 Thlr. jährlich) und die landesfürstlichen Aemter und Kammergüter gleich den ritterschaftlichen Hufen beigezogen werden. Die Steuerbeiträge der Städte (Landschaft), so wie der in den adeligen und Klostergütern, im rostockischen Distrikt, in den städtischen Kämmerei- und Oekonomiegütern und Dörfern außer den Hufen wohnenden freien Leute ward auch festgesetzt und nächstdem versprochen, daß der Herzog mit dieser ordentlichen ritter- und landschaftlichen Contribution zu den Besetzungs-, Befestigungs- und Gesandtschaftskosten, zu Reichs-, Kreis- und Deputationstagen und zu Kammerzielern völlig zufrieden sein wolle und außer derselben ein Mehreres nicht fordern wolle, als die Reichs-, Kreis- und Prinzessinsteuern. Christian Ludwigs Nachfolger, Friedrich, verbesserte nach dem 7jährigen Kriege die Finanzen, beseitigte die Streitigkeiten mit Rostock, wegen der hohen Schule zu Bützow (1760), die nachher (1788) mit jener vereinigt worden ist, und erhielt im teschener Frieden das privilegium de non appellando, dem von der Ritterschaft lebhaft widersprochen wurde. Sein Neffe, Friedrich Franz, trat die Regierung (1785) an, erhielt durch einen Vertrag mit Schweden die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler verkauft, 1803 durch den

Reichsdeputationsrecess 7 lübeckisch-enclavirte Städte für 2 ihm im straßburger Domcapitel zustehende Domherrnstellen, trat 1807 dem Rheinbunde bei, veränderte aber die ständische Verfassung wenig, entsagte diesem Bunde den 25. März 1813; stellte ein bedeutendes Infanteriecorps (ein Regiment zu Fuß, dem die Garde zum Stamm diente, und ein Regiment freiwillige Jäger) für die Alliirten, ward aber deshalb nach dem Waffenstillstande von Davoust überschwemmt und sehr mißhandelt. Als die Franzosen vertrieben waren, erlaubte die Erschöpfung M. kaum noch etwas zu thun, doch wurden noch 6 Bataillone Landwehrinfanterie von Schwerin und Strelitz gemeinschaftlich gestellt. 1815 nahm der Herzog die großherzogl. Würde an. Nach beendigtem Kriege herrschte große Noth in M., doch glich sich viel durch die hohen Getreidepreise wieder aus. Die Verfassung blieb die alte, doch kam der 1816 bereits ausgeschriebene Landtag nicht zu Stande, und 1817 ward ein organisches Staatsgesetz gegeben, das Mehreres in dem Verhältniß der Stände und Unterthanen zu den Fürsten bestimmte. 1818 fand ein Landtag statt, auf dem die Leibeigenschaft aufgehoben, die Errichtung eines Oberappellationsgerichts zu Parchim beschlossen, die Aufhebung des Indults, welche seit der Zeit des Krieges die Zahlung der von den Gutsbesitzern schuldigen Capitalien aussetzte, aufschob, so daß selbige 1821 gekündigt und wieder gezahlt werden sollten. Der Landtag 1819 zu Malchin beschäftigte sich mit innern Angelegenheiten und Ausführung der früheren Beschlüsse. Am 17. Februar 1820 erschien ein Rescript, das die bereits 1818 von dem Landtage gefaßten Beschlüsse ins Leben setzte und die Leibeigenschaft wirklich aufhob, so daß mit 1824 alle Unterthanen frei sein sollten. Die nachfolgenden Landtage hatten besonders den erhöhten Militairetat zum Gegenstande, den zu decken sich die Stände lange sträubten. b) Der Stammvater der Mecklen-

burg-Strelitzischen Linie war der oben genannte Adolph Friedrich II. Er besaß bis zum harburgischen Receß nur die Aemter Feldberg und Strelitz und erbauete Neu-Strelitz. Ihm folgte (1708) Adolph Friedrich III., der unbeerbt starb (1752) und seinem Brudersohn, Adolph Friedrich VI., die Regierung hinterließ, die nach ihm dessen ältester Bruder, Karl Ludwig Friedrich, übernahm (1794). Er trat wie M.-Schwerin zum Rheinbunde, entsagte demselben 1813 und nahm 1815 den großherzogl. Titel an. Für die Alliirten hatte M.-Strelitz, außer dem schon unter M.-Schwerin erwähnten Contingent, ein Regiment Husaren gestellt, das mit bei dem schlesischen Heere, unter dem Prinzen Karl focht. Nach dem Frieden sollte es gleich Oldenburg, Koburg und Hessen-Homburg einen Länderzuwachs von 10,000 Einw. erhalten. Es verglich sich indessen mit Preußen und erhielt dafür finanzielle Vortheile. In allen übrigen Verhältnissen war die Geschichte von M-Strelitz die schon unter M.-Schwerin berichtete. 1816 folgte ihm sein Sohn, der Großherzog Georg Friedrich Karl.

Medaille (von metallum), Schau- oder Denkmünze. In sofern sie ein historisches Ereigniß, oder die Verdienste auf die Nachwelt bringen soll, gehört die Medaillenkunde zu den Quellen der Geschichte; in sofern die Medaille an sich, in ihrer Ausführung, ein Denkmal der Kunst ist, gehört sie nebst den Münzen in die Archäologie der Kunst. S. Denkmünzen.

Medea, Tochter des Königs Aëtes von Kolchis und der Idyia. Doch stimmen die Alten in Rücksicht ihrer Mutter nicht durchgängig überein, die Diodor u. A. Hekate nennen. Sie war ausnehmend schön und zwar so sehr, daß sie sogar sich darüber in einen Wettstreit mit der Thetis einließ und Idomeneus, König von Kreta, zum Schiedsrichter aufforderte. Dabei aber war sie eine sehr große Zau-

berin, der alle Künste zugeschrieben werden, die nur die Alten ihren Zauberern zutrauten, als den Mond, die Sterne und Flüsse in ihrem Laufe aufzuhalten, Todte aus der Unterwelt zu bringen ꝛc. Gleichwohl nahm sie nach Diodor an den Grausamkeiten, die ihr Vater gegen alle Fremdlinge verübte, keinen Antheil. Als die Argonauten nach Kolchis kamen, wurde Jason durch die Kinder des Phrixus bei ihr eingeführt. Sie verliebte sich in ihn und versprach ihm zu dienen. Von ihr erhielt Jason die Salbe, durch welche er sich vor dem Feuer der Opfer schützte. Nach ihrem Rath warf er Steine unter die aus der Erde aufspringenden Sparten, und mit ihrer Hülfe entführte er endlich glücklich das goldene Vließ. (S. Argonauten und Jason.) Medea schlachtete auch, ihren Vater in der Verfolgung aufzuhalten, ihren Bruder Absyrtus und streute seine Gebeine umher. In Phäacien ward sie des Jason Gemahlin. So wie sie in Kreta den Talos hinrichtete, so verursachte sie auch, daß Pelias seine eigenen Kinder umbrachte. Ihres Gemahls Vater Aeson aber machte sie wieder jung. Da sie hierauf mit ihrem Gemahl vom Akastus vertrieben wurde, flüchtete sie mit ihm nach Korinth. Nach einem zehnjährigen glücklichen Leben machte hier Jason Anstalt, Medeen zu verstoßen und sich mit Glauke, der Tochter des Königs Kreon, zu vermählen. Nach Andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie überschickte der Glauke ein Gewand, darin sie nebst ihrem Vater, der ihr zu Hülfe kommen wollte, und dem ganzen Hause verbrannte. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenke bringen, ermordete dann ihre eigenen beiden mit Jason erzeugten Söhne und entfloh endlich auf einem Drachenwagen. Nach Einigen begab sie

sich zum Hercules, nach Andern nahm sie ihre Zuflucht nach Athen zu dem schwachen Könige Aegeus, mit dem sie in der größten Vertraulichkeit lebte, auch einen Sohn, Namens Medos, erzeugte. Als hierauf Theseus zu seinem Vater nach Athen kam, rieth sie diesem, den Fremdling durch Gift aus dem Wege zu räumen. Indem aber Theseus das Gift trinken sollte, erkannte Aegeus seinen Sohn. Medea entfloh mit ihrem Sohne Medos der Rache des Helden, u. kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte und starb Nach spatern Erzählungen söhnte sie sich m. Jason aus, u. wurde von d. Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es Medien genannt haben. Diese Geschichte wurde sehr oft auf die Bühne gebracht, und daher freilich in einzelnen Theilen verändert. Euripides und Seneca haben uns noch unter diesem Namen Tragödien hinterlassen. Des Aeschylus und Ovids Medea, so wie des Sophokles Kolchides und was wahrscheinlich auch dasselbe Thema abhandelte, die Skythä eben desselben, sind verloren gegangen. Auch führt ein Melodrama von Gotter und Benda, und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Mediateur, Vermittler, Mittelsperson, Friedensstifter; bei kriegführenden Mächten diejenige Macht, die sich dazu anbietet, die streitenden Parteien auszugleichen; gemeiniglich leisten diese auch für die Festhaltung des abgeschlossenen Friedens die Gewähr und heißen dann Garants. — In einigen Kartenspielen (z. B. Quadrille oder Solo) heißt Mediateur ein Blatt, das ich mir gegen ein anderes vom Mitspieler ausbitte, um dann allein (Solo) spielen zu können. — Die Mediation, die Vermittelung, Dazwischentretung; in der Arithmetik die Halbmachung, Halbirung; mediatorisch, vermittelnd.

Mediatisirte (v. lat., Staatsw.), deutsche Standesherren, denen ihre ehemalige Reichsunmittelbarkeit genommen worden ist und die mit ihren Unterthanen der Oberbotmäßigkeit eines größern Staates unterworfen worden sind. Schon in der frühesten Zeit des deutschen Reichs findet man ein solches Einziehen der Besitzungen kleinerer Reichsstände durch Mächtige, und die Geschichte aller deutschen Staaten zeigt davon Beispiele. Der Kaiser und das Reich genehmigten solche Gewaltschritte, entweder der Nothwendigkeit nachgebend, oder aus Politik, oder aus Eigennutz. Man nannte das Verfahren **eximiren**, nämlich Jemanden aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen (eximere); wurde der Steuerbetrag für ihn gezahlt, so hieß es **exemtio cum onere**, im gegentheiligen Falle **exemtio sine onere**. Nach Auflösung des deutschen Reichs i. J. 1806 erhielt die Sache einen andern Namen, den der **Mediatisirung**, und hier wurden bei Errichtung des Rheinbundes bes. die Staaten mediatisirt, die innerhalb des Gebiets von Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt lagen. Nur Aremberg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Isenburg-Birstein, Leyen, Liechtenstein, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, blieben von den kleinern süddeutschen Fürsten als Glieder des Rheinbundes unabhängig, was sie zum Theil Verwandtschaften und Bekanntschaften, zum Theil, wie man sagt, Bestechungen der französischen Minister zu danken hatten, da weit größere Fürsten, z. B. Fürstenberg, Leiningen, Schwarzenberg, Hohenlohe u. s. w., mediatisirt wurden. Was die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, die Fürstenbergischen mit 74,000 Einw., die Leiningischen mit 83,000 E., mediatisirt wurden, während viel kleinere ihre Souverainetät behielten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der bisherigen Sou-

verains gegen ihre neuen Landesherrn bestimmt wurden. Wie unvermeidlich aber die Sache an sich war, zeigte sich 1815, als man es nicht nur unmöglich fand, die bisherigen Mediatisirungen wieder zurückzunehmen, sondern noch neue (Salm, Isenburg, von der Leyen) hinzuthat. Doch hat man durch den 14. Art. der deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Mediatisirten gesorgt. (Vgl. Standesherren.)

Mediceer (ital. Medici, franz. Medicis), angesehene, durch Handel zu großem Reichthum gelangte, einflußreiche Familie in Florenz, welche zuerst im 13. und Anfange des 14. Jahrh. auftrat und sich unter immer steigender Macht behauptete. Sie treten zuerst in den Begebenheiten Corso Donato's, Häuptlings der Schwarzen, gegen die Weißen auf, und erhielten sich auch nach Zurückberufung der Weißen. Eben so thätig bewiesen sie sich bei der Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, der aber dennoch 1242 Johann von Medici, weil er Lucca den Pisanern nach kurzer Belagerung übergeben hatte, enthaupten ließ. Die hierüber mißvergnügte Familie ließ sich in eine Verschwörung gegen den Herzog ein; sie wurde entdeckt und nicht bestraft, und so gelang es den Mediceern unter dem Beistande mehrerer andern Familien die Vertreibung des Herzogs zu bewirken. Als aber kurz hierauf der alte Adel sich wiederum der Stelle bemächtigte und die Plebejer-Familien verdrängte, die seit kurzem großes Ansehen erhalten hatten, erregten die Mediceer einen Volksaufstand und der alte Adel wurde vertrieben. Dieselbe Politik leitete auch diese Familie in den Streitigkeiten der Ricci und Albizzi; sie standen den schwächern Ricci bei, die auf Seiten des Volks standen und erlangten mehr als einmal in diesem Parteienkampfe den höchsten Ruhm und die höchsten Ehrenstellen. In dieser Zeit wird insbesondere Salvestro dei Medici als Gonfaloniere genannt (1378),

der die Vertreibung der Albizzi durchsetzte. Dennoch kehrten sie bald wieder nach Florenz zurück und nun traf Salvestro die Verbannung nach Modena. Giovanni dei Medici war 1392, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria und 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergebens hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429. Von seinen Söhnen Cosimo und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer. 1) Cosimo (Cosmo, Cosmus), genannt der Alte oder der Vater des Vaterlandes, Sohn des Vor., gezeugt mit Picarda Bueri, geb. 1389, vermählt mit Contesina de Bardi, seit 1416 Mitglied der Signoria; bildete sich, ohne etwas gegen die Albizzi's zu unternehmen, bei seinem großen Reichthum durch Freigebigkeit und Leutseligkeit eine, sich jedoch nicht nach ihm, sondern nach Puccio Pucci nennende Partei, welche die Albizzi's auf jede Weise zu bekämpfen suchte; ward von den eifersüchtigen Gegnern 1433, ohne daß sie ihm etwas zur Last legen konnten, verhaftet, gewann aber durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni, statt der ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Hinrichtung, die Verbannung nach Venedig, ward jedoch schon 1434 durch einmüthigen Schluß der nur aus seinen Freunden bestehenden Signoria zurückgerufen, und trat nach der Verbannung seiner Feinde an die Spitze der Regierung. Nach außen zeichnete er sich als Gegner der Visconti's, Herzöge von Mailand, und als Freund der Sforza's, so wie durch Bündnisse mit Venedig und dem Papste, aus, befestigte auch durch Milde gegen seine Feinde, durch Freigebigkeit gegen das Volk, durch den ausgezeichneten Schutz, den er Künsten und Wissenschaften (so genossen Argyropulos, Marsili, Ficinus u. A., seine Wohlthaten in reichem Maße), durch Einfachheit seiner Lebensweise, durch prächtige Bauten (nicht seiner

Privatwohnung, denn dadurch fürchtete er das Volk aufzuregen, sondern öffentlicher Gebäude), durch kluge Leitung des Staatsruders unter den schwierigsten Verhältnissen seine Macht auf den wankenden Boden der Volksgunst tief und unerschütterlich. Zwar verwies er 1442 einige Gegner, aber andere, wie den mächtigen Neri Capponi, wußte er dadurch zu gewinnen, daß er ihnen selbst wichtige Stellen verschaffte, so den Neri mit zu einem von denen ernannte, die vom Volke auf einige Jahre die Vollmacht (balia) zur Ernennung der Magistratspersonen erhielten. Als nach Neri's Tode diese Balia erledigt war, ließ er sie einige Zeit in diesem Zustand und nöthigte so diejenigen, die Ehrenstellen haben wollten, selbst darauf anzutragen, daß ihm 1458 die Balia auf 8 Jahre übertragen wurde. So wußte er klug immer Alles dahin zu leiten, daß er sich nicht die Regierung selbst anzumaßen schien, sondern daß er dem Anschein nach von Andern gezwungen wurde, sich damit zu belasten. Nach Pucci's Tode führte von 1458 an Luca Pitti den Namen des Haupts der Mediceischen Partei. Ein großes Mittel, wodurch sich Cosimo die Volksgunst erhielt, war, daß er seine Kinder und Enkel nicht mit fürstlichen Personen des Auslandes, sondern mit florentinischen Bürgern verband. Cosimo starb 1464, nachdem er noch den Schmerz erlebt, seinen Vetter, 2) Bernardo, ausgezeichnet durch Verstand und Heldenruhm in den Kriegen gegen Mailand und Neapel, und seinen wackern Sohn, 3) Giovanni, vor sich in die Gruft sinken zu sehen. Während sein Bruder, 4) Lorenzo, der Stammvater der spätern Großherzöge von Toscana, ziemlich unbemerkt blieb, überkam 5) Pietro I., jüngster Sohn des Cosimo de M., geb. 1414, wegen seiner Kränklichkeit wenig geeignet, das Staatsruder zu führen, die Regierung. Unter treuloser Berathung seines falschen Freundes, Diotisalvi Naroni, verscherzte er besonders dadurch die von seinem Vater geerbte

Liebe des Volkes, daß er die Gelder, die sein Vater an Bürger geliehen, streng beitrieb und seinen Sohn Lorenzo mit Clarice Orsini, einer römischen Fürstin, verlobte. Inzwischen vereitelte er doch 1466 den von Naroni, Lucca Pitti, Agnolo Acciajuoli und Nicolo Soderini zu seinem Sturze und zu seiner Ermordung angelegten Plan, besonders dadurch, daß er sich gegen eine Gesandtschaft Bürger über seine Grundsätze offen aussprach und versicherte, wie er die Erneuerung der abgelaufenen Vollmacht zur Ernennung der Magistratspersonen (balia) nicht verlange; auch ward Lucca Pitti den Verschworenen treulos, indem er sich zu M. schlug. Das Volk erneuerte die Balia, die Verschwornen wurden, mit Ausnahme Pitti's, verbannt, und die Herrschaft der M. gründete sich tiefer als vorher. Auch ein Plan, die M. durch ein Heer unter Bartholomos Calleone zu besiegen, mißlang 1467. Im Begriff, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie seine sich allerlei Willkührlichkeiten erlaubenden Freunde zu zügeln, st. er 1469. Trotz seiner schlechten Regierung hatte er die Künste und Wissenschaften begünstigt und hinterließ die Regierung seinen beiden Söhnen: 6) Giuliano, geb. 1453, dem Jüngern, und 7) Lorenzo M., genannt der Prächtige, geb. 1448, dem Aelteren. Beide waren von den besten Gelehrten damaliger Zeit, von Gentili von Urbino, Christoph Landini, Argyropulos, Marsilius Ficinus u. s. w. erzogen, und Lorenzo insbesondere hatte solche Fortschritte gemacht, daß seine Beredtsamkeit allgemein bewundert ward und seine Gedichte den Stempel großer Genialität an sich tragen. 1466 bereiste dieser die italienischen Höfe mit Nutzen, vermählte sich 1469 mit Clarice Orsini, und trat in demselben Jahre mit seinem Bruder die Regierung an. Lorenzo richtete sogleich einen sehr prächtigen Hof ein, und die Feste, die an demselben gefeiert wurden, und welche die Anwesenheit Galeazzo's Sforza 1471 noch mehrte, übertrafen Alles, was

das damalige Zeitalter von Pracht kannte. 1472 zeigte die Eroberung des empörten Volterra, daß Lorenzo auch Krieger sei. Die Jugend Lorenzo's und seines Bruders schienen indessen den ihm persönlich feindseligen Papst Sixtus IV. einzuladen, beide zu verderben. Er verband sich daher zu diesem Zweck mit Ferdinand von Neapel, mit dem Herzog von Urbino und mit Siena u. s. w., wogegen die beiden Brüder sich mit Venedig und Mailand alliirten. Unter Mitwirkung von diesen und von dem den M.'s feindlichen Erzbischof, Francesco Salviati von Pisa, führte nun das erste Geschlecht in Florenz, nach den M.'s, das Haus Pazzi, den längst gemachten Anschlag auf das Leben derselben, den 26. April 1478, in der Kathedrale, aus. Allein die Ermordung Lorenzo's mißglückte, nur Giuliano kam unter den Dolchen um, und das wüthende Volk nahm an den Verschwornen und ihren Familien blutige Rache und tödtete die Pazzi's und den Erzbischof. Der Mörder Giuliano's, Bernhard Bandini, wurde in Constantinopel, wohin er sich geflüchtet, ergriffen und an Lorenzo ausgeliefert, der ihn im December hinrichten ließ. Dennoch schien noch nicht alle Gefahr beseitigt, da jetzt der Papst und Neapel Anstalten zum Kriege trafen, und Venedig und Mailand, anderweitig beschäftigt, Lorenzo die Hülfe versagten. Zwar siegte Malatesti bei Perugia über die Päpstlichen, aber die Niederlage der Florentiner bei Paggibonzi, durch Alfons von Calabrien, wog diesen Vortheil wieder auf, und Lorenzo sah kein anderes Mittel sich zu retten, als daß er zu dem, noch dazu als treulos gefundenen Alfons von Neapel ging und demselben durch seinen Geist und seine Beredtsamkeit so imponirte, daß er vom Krieg gegen Florenz abstand und ein eifriger Freund Lorenzo's wurde. Zur rechten Zeit landeten eben damals (1480) die Türken in Italien und bemächtigten sich Otranto's, und erschreckt schloß nun auch der Papst Frieden mit Florenz. 1484 folgte Johann Baptist Cibo, als

Innocenz VIII., dem den M.s feindlichen Sixtus, und derselbe war Lorenzo so geneigt, daß er dessen 2. Sohn, Giovanni, zum Cardinal erhob, obschon dieser nicht älter als 13 Jahre war. Die nachherige Regierungszeit Lorenzo's war ohne Unruhe, und er stand der Republik wirklich mit der musterhaftesten Weisheit und dem thätigsten Eifer vor. Durch seltene Großmuth, durch eine nie ermüdende Freigebigkeit, durch die umsichtigste Politik, übertraf er die kühnsten Erwartungen des Volks und gab ihm einen lang dauernden Frieden. Hohes Verdienst erwarb sich, wie Cosimo, Lorenzo, der auch den Handel, den sein Haus fortwährend betrieben hatte, aufgab, durch die freisinnigste Unterstützung der Künste und Wissenschaften, indem er den griechischen, aus dem byzantinischen Reiche vor den Türken fliehenden, wie auch den italienischen Gelehrten ein Asyl öffnete und das Studium der bisher bloß theilweis in schlechten Uebersetzungen bekannten alten Classiker kräftig beförderte; er stiftete 1440 selbst eine neuplatonische Akademie. Auch die Kunst hatte an ihm einen großmüthigen Mäcen. Michel Angelo, Granacci und Torregiani arbeiteten an seinem Hof, und ersterer war sein beständiger Tischgenosse. Lorenzo st. 1492 an der Gicht. Er hinterließ 3 Söhne (Pietro II., den Cardinal Giovanni und Giuliano) und 4 Töchter, die er durch Politian und Pico de Mirandola erziehen ließ. Von seinen Gedichten sind zu erwähnen: »Stanza bellissimi (le Selve d'Amore),« Pesaro 1513; »Poesie volgari,« Venedig 1554; »Rime sacre,« Florenz 1680; gesammelt sind seine Gedichte, Bergamo 1763; in Auswahl erschienen sie, London 1801. - Vgl. »Fabronii vita Laur. Medicis,« 2 Bde., Pisa 1784; Roscou, »Leben Lorenzo's v. M.,« a. d. Engl. von Sprengel, Berlin 1797. Unter seinen Söhnen trat der Aelteste, 8) Pietro II., vermählt mit Alfonsina Orsini, ans Staatsruder. Gleich nach seinem Regierungsantritt starb Innocenz VIII. und Ale-

rander VI. ward Papst. Pietro ging nach Rom, um den neuen Papst zu becomplimentiren, beleidigte aber dort den Herzog von Mailand in der Person seines Gesandten und machte denselben noch mehr durch sein Anschließen an Neapel mißtrauisch. Großentheils deshalb berief der Herzog von Mailand Karl VIII., König von Frankreich, nach Italien; dieser erschien 1494, stürmte die florentinische Festung Figizzano, erschreckte dadurch Pietro so, daß er in sein Lager eilte, und schloß mit ihm einen nachtheiligen Frieden, durch den er gegen Abtretung mehrerer Festungen nur seine Neutralität verlangte. Mit diesem schimpflichen Benehmen und andern Mißgriffen der Regierung unzufrieden, erhob sich das florentinische Volk gegen ihn. Vergebens eilte Pietro nach Florenz, um den Aufstand zu stillen. Kaum war er in die Stadt eingetreten, als die Sturmglocke tönte, Steine auf Pietro und sein Gefolge flogen, sein Palast geplündert, ihm der Eintritt in den öffentlichen Palast geweigert und er gezwungen ward, am 8. Nov. 1494 mit den Seinigen aus der Stadt zu entfliehen. Er ging nach Bologna, dann nach Venedig, wo er, als Karl VIII. ihm vorschlug, ihn mit gewaffneter Hand wieder einzusetzen, sich weigerte, ihm zu folgen. Drei Versuche, 1496, 1497 und 1498 gemacht, durch die Gewalt der Waffen wieder zum Besitz der vorigen Herrschaft zu gelangen, mißglückten, eben so wie ein vierter von Cäsar Borgia 1501 gewagter. Er ertrank nach der Schlacht am Garigliano, den 28. Dec. 1498, indem er mit einer zu sehr beladenen Galeere versank. Er hinterließ 2 Kinder, Lorenzo II. und Clarissa. 9) Giovanni, 2. Sohn Lorenzo's (s. Medici 7), seit seinem 13. Jahre Cardinal und später Papst unter dem Namen Leo X. 10) Giuliano, 3. Sohn Lorenzo's, geb. 1478. Er und sein Bruder Giovanni, der Cardinal, suchten 1512 durch päpstliche Hülfe wieder Aufnahme in Florenz zu erlangen. Beide rückten mit Raimund von Cordona, in

Begleitung eines kleinen Heeres, ins Florentinische, stürmten Prato, worauf die Mediceische Partei in Florenz den Gonfaloniere, Peter Sordini, verhaftete und die M. im Triumph zurückführte. Ein Theil der Bürger wollte sie jedoch nur als ihres Gleichen betrachten, und Giuliano war dies auch zufrieden, der Cardinal und sein Neffe aber ließen den öffentlichen Palast umzingeln, stürzten die Volksregierung und setzten Giuliano zum Chef des Staats ein. Mitregent desselben war sein Neffe (s. d. folg.), das wahre Haupt des Staats aber war der 1513 als Leo X. zum Papst erwählte Giovanni M., auf dessen Veranlassung Giuliano auch 1513 entsagte, sich nach Rom zurückzog, vom König von Frankreich den Titel Herzog von Nemours erhielt und 1516 starb. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, den nachmaligen Cardinal Hippolyt v. M. 11) Giuliano, natürlicher Sohn von Giuliano Medicis (s. d. 6), später als Papst Clemens VII. 12) Lorenzo II., Sohn Pietro's II., geb. 1492. Nachdem sein Haus auf die eben beschriebene Weise wieder in die Regierung von Florenz eingesetzt worden war, herrschte er mit Medici 10) gemeinschaftlich, nach dessen Entsagung 1513 allein in Florenz und heirathete 1513 Philiperte von Savoyen, Tante Königs Franz I. von Frankreich. Er liebte die Florentiner nicht, so wenig er von ihnen geliebt wurde, die ihm Schuld gaben, Medici 10) vergiftet zu haben. Sein Oheim, Leo X., ernannte ihn an die Stelle des verjagten Herzogs 1516 zum Herzog von Urbino; bald setzte sich jener wieder in den Besitz seines Herzogthums, Lorenzo ward von Mondovi verwundet und verjagt, bald aber durch die päpstlichen Truppen wieder eingesetzt. 1518 heirathete er Magdalena la Tour d'Auvergne, starb aber schon 1519, nachdem ihm seine 2. Gemahlin wenige Tage zuvor, an den Folgen ihrer Niederkunft, mit der berühmten 13) Katharina M., später Königin von Frankreich, vorausgegangen war. Nun war der

Papst Leo X. noch der einzige Sprößling der Familie Cosimo's des Alten, nur uneheliche Sprößlinge waren noch übrig, nämlich der Cardinal Giuliano, der 1523 als Clemens VII. zum Papst gewählt, und dieser erhielt nach Leo's X. Tode 1521 die Regierung von Florenz; ferner war noch da: 14) Hippolyt v. M., natürlicher Sohn von Medicis 10), geb. 1511 zu Urbino; ward am Hofe seines Oheims, des Papstes Leo X., erzogen und durch Clemens VII. 1529 Cardinal. Er zeichnete sich in ritterlichen Tugenden und in Gelehrsamkeit mehr denn als Geistlicher aus, übersetzte u. a. das 2. Buch der Aeneide in italienische Verse. Als 1550 sein Vetter Alexander (s. d. folg.), gleichfalls ein unehelicher Sprößling der M., zum Herzog von Florenz ernannt wurde, war Hippolyt sehr eifersüchtig über diese Ehre, die ihm als älterem Sprößling eigentlich zu gebühren schien und alle, von jenem verfolgte Flüchtlinge fanden in seinem Hause zu Rom Zuflucht. Grund genug für Alexander, um ihn, eben als er auf dem Wege zu Karl V. war, zu Itri 1555 vergiften zu lassen. 15) Alexander, nach Ein. unehelicher Sohn Lorenzo's II. und einer Mohrensklavin, n. Andern des Cardinals Giuliano v. M., der später als Papst Clemens VII. hieß, ward mit dem Vorigen am päpstlichen Hofe erzogen und die Republik Florenz, im Namen seiner und Hippolyts, die beide den Titel Magnificenz erhielten, vom Cardinal von Cortona, Silvio Passerino, verwaltet. Die schlechte, nur von Roms Interessen geleitete Regierung Passerino's erregte aber den ganzen Unwillen der Florentiner, und als daher Rom durch den Connetable von Bourbon 1527 erobert wurde, mußte der Cardinal von Cortona mit den jungen M. aus Florenz entfliehen. Doch schon 1529 unterzeichnete Clemens VII. einen Vertrag mit Kaiser Karl V., nach dem das Haus M. in seine vorigen Rechte in Florenz eingesetzt, Alexander zum Regenten erklärt werden, und Margaretha von Oestreich, natürliche Toch-

ter Karls, heirathen sollte. Philipert von Oranien versuchte an der Spitze von 18,000 Mann diese Wiedereinsetzung durchzusetzen, ward aber bei der neunmonatlichen Belagerung von Florenz getödtet, und erst seinem Nachfolger, Ferdinand von Gonzaga, ergab sich die Stadt 1530, und versprach jede Verfassung anzunehmen, die ihr der Papst und Kaiser geben würden. Alexander, seit kurzem vom Papst zum Herzog von Citta und Penna ernannt, wurde von beiden zum Herrscher bestimmt, und im Juli von der Republik als ihr erblicher Herr angenommen. Dagegen sicherte das kaiserl. Decret der Stadt Florenz alle im J. 1434 genossenen Rechte zu. Bald brachten es aber die Intriguen Alexanders dahin, daß die Repräsentanten der Stadt ihn zu ihrem Dogen oder Herzog erklärten, und seitdem behandelte Alexander sein Vaterland mit größter Tyrannei. Er errichtete nicht nur eine Citadelle zur bessern Bändigung derselben, sondern befahl eine allgemeine Entwaffnung der Bürger und verdammte nach Belieben zum Tode, verbannte und confiscirte eben so. Nach dem Tode Clemens VII. schaffte er den als Mitbewerber um die Herrscherwürde sehr gefürchteten Hippolyt Medici (s. d. 14) auf die Seite. Mit unersättlicher Gier der Wollust ergeben, schändete er die Frauen der edelsten Florentiner. Einer der Vertrauten seiner Lüste, 16) Lorenzino v. M., Sohn des Peter Franz v. M. und Abkömmling Lorenzo's des Alten, ein gelehrter und erfahrner Mann, der auch ein Drama, »Aridosa« (zuerst o. J., Venedig, dann Lucca 1549, Florenz 1593, ebend. 1595, Neapel 1721) schrieb, hatte sich nur deshalb in sein Vertrauen eingeschlichen, um ihn zu morden und sich so auf den Thron zu schwingen. Unter dem Vorwand, ihm ein Rendezvous zu schaffen, lockte er ihn masquirt in ein Haus und ermordete ihn daselbst Anfangs 1537, als er eben auf dasselbe harrend schlief, mit Hülfe eines Dieners. Im Kampfe um das Leben biß ihm noch der erwachte Alexander den Dau-

men ab. Als die That vollbracht war, entfloh Lorenzino nach Bologna und Venedig; der Minister von Alexander, Cibo, verbarg aber den Tod seines Herrn, bis er Cosimo v. M., gleichfalls einen Abkömmling der andern Linie, Lorenzo des Alten, herbeigerufen hatte, der nun die Regierung übernahm. Lorenzino aber ward 1548, auf Veranlassung des florentinischen Gesandten zu Venedig, ermordet. — Die ältere Linie des Hauses Medici hatte bisher wenig Gemeinschaft mit der regierenden gehabt, ihr sogar oft, wie bei der Verjagung Pietro's II. von Medici (s. d. 8), feindlich gegenüber gestanden. Sie theilte sich später in 2 Aeste, aus dem jüngern ging Lorenzino, aus dem ältern der Vater des Nachfolgers von Alexander, 17) Johann der große Teufel, hervor, geb. 1498. Sein Vater war der herrschenden Linie seiner Familie sehr entgegen gewesen, Johann schloß sich aber derselben und dem Papst Leo X. an. Seine erste Waffenthat war die Bezwingung der kleinen Herrn in der Mark Ancona 1520; 1522 focht er für Florenz gegen den Herzog von Urbino, dann in der Lombardei für den Kaiser gegen die Franzosen, wo er 1524 mehrere feste Plätze eroberte, sich aber durch Grausamkeit gegen die Besiegten, die er sämmtlich niederhauen, ihre Güter aber plündern ließ, auszeichnete. In demselben Jahre vertauschte er die kaiserlichen gegen die französischen Dienste, erhielt 1526, als er eben Frondsberg verfolgte, einen Falconetschuß ins Bein, und st. an dieser Wunde. Seine Truppen legten förmlich Trauer an, und hieraus entstand die schwarze Bande, die sich mehrere Jahrzehnte hindurch durch Tapferkeit und Plünderungen so furchtbar machte. 18) Cosimo I., Sohn des Vorigen, geb. 1519, besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor Allem angelegen sein, die Strozzi, Erbfeinde seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554).

Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557) und durch mehrere andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), aber erst sein Sohn und Nachfolger Franz erlangte vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. Seine T. Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgte 1609) ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik (besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich) erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 J. zur

Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen: eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte 49, und sein mönchisch erzogener, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., 53 J., von 1670—1723: ein Jahrhundert, in welchem Toscana, durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimos III. Sohn, der Letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er st. am 9. Juli 1737. Franz, nachmals als Kaiser Franz I., folgte ihm. Derselbe schloß mit der Kurfürstin Anna einen Vergleich, durch den alle Allodialgüter des Hauses M., folglich auch dessen Kunstschätze, an das neue Haus Toscana-Lothringen fielen, wogegen dasselbe der Kurfürstin eine jährliche Pension von 40,000 florentinischen Thalern zahlte. Anna starb jedoch schon 1743, der letzte Sprößling der M. Ein jüngerer Zweig dieser Familie, der sich schon im 13. Jahrh. von derselben getrennt hatte und nach Neapel ausgewandert war, blüht dort noch jetzt in den Fürsten von Ottojano fort.

Medici (Luigi, Don, gewöhnlich Ritter), Staatsminister des Königs von beiden Sicilien; stammt aus dem Hause der Fürsten von Ottojano, ist Herzog von Sarto, Großkreuz mehrerer Orden, Oberhofmeister des Königs und für jetzt auch Präsident des Ministerialraths. Schon als Acton's Nachfolger machte er sich 1805 fg. durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient. 1815 war er Polizei-

miniſter, als Murat ſich von Corſica aus nach Neapels Küſte einſchiffte. M. war von den Planen Murat's unterrichtet und ließ die Küſten bewachen.

Medicin, gerichtliche, medicina forensis, iſt der Inbegriff aller mediciniſchen Kenntniſſe, wodurch ein Arzt in Stand geſetzt wird, über Rechtsfälle, deren Gegenſtand durch ſein Gutachten feſtgeſtellt werden muß, nach mediciniſchen Grundſätzen Belehrung zu ertheilen.

Medicinalverfaſſung, derjenige Theil der Staatsverfaſſung, der ſich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalperſonen und Medicinalanſtalten bezieht.

Mediciniſche Geographie, Ueberſicht, was einzelne Länder und Ortſchaften Eigenthümliches, hinſichtlich des allgemeinen Geſundheitszuſtandes, herrſchender Krankheiten, auch eigner Heilanſtalten oder ſonſt auf die Heilkunde nahen Bezug Habendes darbieten. Vgl. L. L. Finke, »Verſuch einer allgem. med. praktiſchen Geographie,« 3 Bde., Leipzig 1792—95.

Mediciniſche Topographie, die Beſchreibung der einzelnen Orte, Städte, Dörfer, und Angabe der zahlreichen und mannigfaltigen Umſtände, welche einen Einfluß auf die Entſtehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben.

Medien, 1) über 9000 QM. großes Reich Aſiens, grenzte nördlich an den Araxes, weſtlich an die armeniſchen und aſſyriſchen Gebirge, ſüdlich an Suſiana, Perſis, öſtlich an das kaſpiſche Meer, Parthien und Hyrkanien, umfaßte alſo das ganze heutige Irak, Aderbidſchan, Ghilan und die Weſthälfte von Mazanderan. Der nördliche Theil war gebirgig (die Gebirge hingen mit dem Taurus zuſammen), kalt, moraſtig, unfruchtbar, von räuberiſchen Völkern bewohnt, der ſüdliche eben und fruchtbar, beſ. an Citronen und Pomeranzen, die von hier nach Europa gekommen ſind, und voll herrlicher Viehtrif-

ten. Auch war die Pferdezucht ausgezeichnet, beſ. in dem niſäiſchen Gefilde, ſüdlich von den kaspiſchen Pforten. Die Meder theilten ſich in 6 Stämme: Buſä, Baretäkenoi, Struchates, Arizantoi, Budioi, Magoi. Hauptſtadt Ekbatana, außerdem: Rages, Goſan, Charan, Kir. Nach Alexander war M. in Media Atropatene, nördl., und Media magna, ſüdl., eingetheilt. Die Regierung war äußerſt deſpotiſch. Den Gottesdienſt hatten die Meder mit den Aſſyrern und Babyloniern gemein. Der Charakter der früheren Meder war rauh und kriegeriſch (beſ. gute Bogenſchützen), bis ſie durch die Babylonier verweichlicht wurden. Im Umfange M.s herrſchten 2, mit dem ſemitiſchen Sprachſtamme nicht verwandte Sprachen, das Zend in Nord-Medien und das Pehlvi in Nieder-Medien. 2) (Geſch.), die Meder urſprünglich in 6, getrennt regierte Stämme getheilt, wurden frühzeitig von den Aſſyrern unterjocht. M. bildete eine eigene Satrapie dieſes Reichs, aber nach dem Sturze des (alt-) aſſyriſchen Reichs ſtiftete Arbakes um 880 ein mediſch-aſſyriſches Reich, von dem Medien ſich indeß bald losriß und ſich zu einem ſelbſtſtändigen, ja erobernden Staate erhob. Unter Arbakes Nachfolgern, die Diodoros (nach Kteſias) der Reihe nach kennt, mag M. vielleicht eine Zeit lang, unter Salmanaſſer, dem wichtigen (neu-) aſſyriſchen Reiche unterlegen haben, von dem es ſich jedoch bald (unter Sanherib um 728) wieder losgeriſſen haben muß. Unter den ſpätern mediſchen Königen erſcheint zuerſt Phraortes um 603 wieder mit einigem Einfluß, er unterwarf ſich die Perſer und mehrere aſiatiſche Völker. Sein Nachfolger, der kriegeriſche Kyaxares, ſeit 598, breitete ſeine Herrſchaft über ganz Vorder-Aſien bis an den Halys aus, machte mit Nebukadnezar dem aſſyriſchen Reiche ein Ende, 596, ſtarb aber in demſelben Jahre; ihm folgte Aſtyages, Vater der Mandane, Gemahlin des Kambyſes, Mutter Kyros I. Dieſer, der Sohn eines Perſers, em-

pörte sich, eroberte M., und so verschlang das Perserreich das medische, um 560, und dieses theilte jenes Schicksale. Xenophon läßt aber den Astyages nach dessen Sohn Kyaxares folgen.

Medinah (Medinah al Nabi), d. i. Prophetenstadt; denn hierher floh Muhamed 622 (von welcher Flucht die Zeitrechnung der Muhamedaner anfängt), unter 24° 1′, etwa 40 Meilen nördlich von Mekka und 20 vom Meere, an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 6000 Ew. haben. Auch sie darf kein Christ betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Muhammeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in 2 Theile getheilt; in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Khalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Gebäude hängt ein kostbares, grünes, mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrimme, die von Damask kommen, pflegen auch Medinah zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Die Stadt steht unter dem Schach von Mekka, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt; auch sind hier einige Soldaten des Großherrn.

Medusa, eine von den drei Gorgonen. Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit u. bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in Stein zu

verwandeln. Perseus tödtete sie. Die griechische Kunst verwandelte das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttiger's »Furienmaske« finden sich 3 Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer (Weltmeer, Ocean), die See, ein großes, überall zusammenhängendes Wasserbecken, das alles Land auf der Erde einschließt und über 6 Mill. QM., oder drei Viertel von der Oberfläche der Erde bedeckt. Nach ihrer Lage erhalten die einzelnen Theile eines Weltmeeres verschiedene Benennungen, wie die fünf Weltmeere: 1) das nördliche Eismeer (mit dem weißen Meere und dem karensischen oder karischen Meer); 2) das südliche Eismeer; 3) das indische oder südliche Weltmeer (mit dem arabischen Meere, dem Meerbusen von Bengalen, dem von Siam und dem japanischen Meere); 4) 5) die beiden Weltmeere, welche die alte Welt von der neuen scheiden: das westliche, oder amerikanische (mit dem äthiopischen und dem atlantischen Meere, welches letztere die Nordsee und Ostsee, den biscayischen Meerbusen, das mittelländische Meer, den Meerbusen von Guinea, das eskimoische Meer, das mexikanische Meer und das caraibische Meer enthält); und das östliche oder große Weltmeer, gewöhnlich Südsee genannt (mit der östlichen Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, der Mittelsee oder dem eigentlichen stillen Meere und der eigentlichen Südsee). Bei seiner großen Ausdehnung kann das Meer nicht nur durch seine Ausdünstungen dem Lande die nöthigen Feuchtigkeiten verschaffen, sondern auch die den thierischen Körpern beim Einathmen schädlichen Dünste verschlucken. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des festen Landes. Man findet auf ihm abwech-

selnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält der Meeresboden den schönsten Marmor. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern oder Wälder von Korallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die Inseln, welche nichts Andres als über die Meeresfläche emporragende Berggipfel sind; da wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sich Untiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Hieraus erhellt, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden sein müsse. Die Abwechselung und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, ist oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. Die Ränder oder Ufer des Meeres pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkältet, nimmt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer bläulich-grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forster und A. leiten diese Farbe aus

dem Widerscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andere Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dgl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flachere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen: rothes, schwarzes u. weißes Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölig, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeuch darin. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maschinen, deren man sich beim Mangel an süßem Wasser bedient. Der brit. Arzt Steph. Hales reinigte das Seewasser durch die Fäulniß. Später bediente man sich (z. B. Cook 1772) einer von Dr. Irving erfundenen Destillirmaschine, für welche das Parlament dem Erfinder eine Belohnung von 4000 Pf. St. gegeben hatte. Nach Lervoisin enthielten aber 40 Pfund Meerwasser, bei Dieppe geschöpft, nur salzsaures Natron 8 Unzen 6 Quentchen, schwefelsaures Natron und Talk 4 Quentchen 26 Gr., salzsauren Kalz 1 Unze 5 Qu. 10 Gr., salzsauren Talk 1 Unze. Wenn auch höhere Temperatur und minderer Betrag des von den einströmenden Flüssen zugemischten, nicht salzigen Wassers Verschiedenheiten des Salzgehalts des M.s zur Folge haben, so bestimmen sie doch ihn nicht allein. Durch den Salzgehalt wird das Meerwasser specifisch schwerer (im Mittel um 1,0271) und daher zum Tragen von Schiffen und überhaupt schwimmender

Körper geschickter. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer als das süße Wasser. Auch fördert es die Fäulniß thierischer Stoffe, denen es zugesetzt wird, statt sie zu hindern, und ist auch nicht bloß seines Salzgehalts wegen, der ihm durch einfache Destillation zu entziehen wäre, untrinkbar, indem es zugleich Ekel und Erbrechen bewirkt. Ueber die Mittel, das Meerwasser trinkbar zu machen, sind viele Versuche angestellt worden, deren Resultat ist, daß man zwar die der Fäulniß unterworfenen Stoffe, eben so wie den Salzgehalt, daraus entfernen kann, aber nur durch mühsame und im Großen mit Nutzen nicht ausführbare Vorkehrungen. Sowohl des Salzgehalts als seiner steten Bewegung wegen friert Meerwasser nur bei kälterer Temperatur als gemeines Wasser (ruhiges erst bei 1,8° Reaum.); doch friert das M. unter hohen Breitengraden in jedem Winter; daher die hier im M. sich bildenden Eisbänke, vgl. auch Treibeis. Die Temperatur des M.s hängt sehr von der geographischen Breite, von Veränderungen der Luft und zufälligen Umständen ab, daher auch die darüber angestellten Versuche sehr abweichende Resultate geben. Entschieden aber ist, daß sie in der Tiefe, des Meeres sehr abnimmt und selbst in Aequatorialgegenden in großen Tiefen dem Eispunkte nahe kommt, wo nicht unter demselben ist, obgleich das Wasser wegen des starken Drucks, den es erleidet, hier nicht zu Eis werden kann. Die Farbe des Meeres ist eine zufällige; in einem reinen Glase aufgefangen ist es völlig durchsichtig; in der Entfernung aber erscheint es grünlich oder auch dunkelblau, am Horizonte, wenn die Sonne hinter dem Beschauer steht, beinahe schwarz. Bei ruhigem M. erblickt man den Boden und Gegenstände auf ihm wohl auf 20 Faden Tiefe; sobald

es aber sich bewegt, wird es undurchsichtig. In ruhigem Wetter hat unter dem Meereswasser das Sonnenlicht etwa die Stärke von Mondenlicht; nach Berechnungen von Bouquer wird das Licht, wenn es durch 10 Fuß Meerwasser durchgeht, im Verhältniß von 5 : 3, oder 5 : 3½ geschwächt; unter einer Wasserdecke von 679 Fuß aber ist das M. ganz finster. Hin und wieder ist das M. mit Meerpflanzen (Fucus) oder andern zufälligen Stoffen bedeckt, die ihm ein eignes Ansehn geben. Hierher gehört auch das Leuchten des Meeres bei Nachtzeit, von dem man eine zweifache Art unterscheidet. Es leuchtet nämlich das Meer nur auf seiner Oberfläche mit einem fortlaufenden phosphorartigen Schein; oder es leuchtet, außer der Oberfläche, auch innerlich das Wasser in unzähligen Punkten; ersteres ist ein Erzeugniß der Fäulniß von Fischen, Medusen u. andern Seethieren, dieses mehreren Gattungen kleiner Mollusken zuzuschreiben. Hierzu fügt der ältere Forster noch eine dritte Art, die sich zunächst an einem mit frischem Winde segelnden Schiffe, am öftersten als ein Strahl, zeigt, der dem Schiffe auf der Furche folgt, die es hinter sich läßt, welches er für eine elektrische Erscheinung hält. Das Meer erhält unaufhörlich durch die vom festen Lande aus in dasselbe sich ergießenden Ströme einen ansehnlichen Zugang von Wasser; noch erheblicher ist bei seiner großen Verbreitung der Zugang, den es durch Regenströme unmittelbar bekommt; gleichwohl gleicht dieser Zugang sich durch unaufhörliche Ausdünstung des Wassers völlig aus. Man hat von Beobachtungen, nach denen sich das M. auf einzelnen Küsten in einem längern Laufe von Zeit zu Zeit zurückgezogen hat, auf eine allmählige Abnahme des M.s schließen wollen; dagen muß man aber auch in Anschlag bringen, daß an andern Küsten Erdtheile abgewaschen werden und das M. hier neue Eroberungen macht. Durch den Wind in Bewegung gesetzt, ist das M., bei der großen Fläche, die es darbietet,

mehr als andere Wasserflächen der Bildung von Wellen unterworfen, die in ihrer Mächtigkeit als Meereswogen bezeichnet werden. In meist von Landstrecken umgebenen Meergegenden erreichen sie eine Höhe von 6—8 Fuß, auf offenem M. aber wachsen sie, bei großen Stürmen, bis auf 24 Fuß an, wobei man aber nur die Hälfte auf den eigentlichen Wellenberg, eben so viel dagegen auf das Thal der Wellen, oder die Vertiefung des Meers unter der Horizontalfläche rechnen muß. Die Wirkung dieser schaukelnden Bewegung der Meeresoberfläche setzt auch die tiefern Wasserschichten in Bewegung, doch nur auf eine mäßige Tiefe von höchstens 15 Klaftern. Von steilen Küsten zurückgeworfen, bilden die Wogen Brandungen. Wegen der Ungleichheit der Oscillation der Wogen (wie der Wellen überhaupt) holt jede folgende die vorhergehende ein und vergrößert sie, wie sie selbst wieder durch die ihr folgende vergrößert wird, bis diese Erhöhung so weit ansteigt, daß sie nach hydraulischen Gesetzen überstürzen muß. Die Zahl der Wogen, bei welchen dies geschieht, ist an verschiedenen Küsten nicht gleich; gewöhnlich geschieht dies bei der 7. 8. oder 10. Woge. Auf gleiche Weise erheben sich durch Rückschlag aus der Tiefe die Wogen auf Untiefen und verborgene Felsen u. bilden Wasserwände 10—12 Fuß hoch. Die Größe der Meereswogen erreicht erst ihr Maximum, wenn der Sturm sich gelegt hat; dies wird dann hohle See genannt; dieses Wellenspiel wird bloß durch Oscillation des Wassers (in Art wie bei einem Pendel) unterhalten. Auf einer mäßigen Fläche wird daher dies Wogen durch ausgegossenes Oel unterbrochen; doch ist im Großen davon keine Anwendung zu machen, wie von Aristoteles und Plinius, und auch noch in neuerer Zeit, behauptet worden ist. Eine andere dem M. eigenthümliche Erscheinung ist die täglich zweimalige Ebbe und Fluth. Nicht nur diese bewirkt eine stete Strömung im Meerwasser (von Osten nach Westen),

sondern es wird diese westliche Strömung noch durch den steten in den Aequatorialgegenden vorherrschenden Ostwind begünstigt. Diese stete Strömung des M.s zwischen den beiden Hauptcontinenten des Festlandes in den Aequatorialgegenden wird aber dadurch modificirt, daß die Strömung von der Westküste von Afrika nach der Ostküste von Amerika von letzterer im großen mexikanischen Meerbusen gebrochen wird und nördlich und südlich zurückfließt, die Strömung von der Westküste Amerika's aber durch die schon innerhalb der Aequatorialgegenden befindlichen Durchbrüche der asiatischen Küste (wenn man die südlichen Insularländer als Partiellen von Asien betrachtet), und um die afrikanische Südspitze herum, dem südl. Rückstrome, der von Amerika sich herüberzieht, theils entgegen, theils mit ihm in Verbindung tritt. Eine zweite beständige Meerströmung hat von den Polargegenden aus nach den Aequatorialgegenden Statt, weil besonders in letztern die Ausdünstung stärker ist; sie ist aber an sich weniger bemerkbar, als die in einzelnen Meeresgegenden als größere Wirbel sich bildenden, die Folgen von Localitätsverhältnissen sind; die Einströmungen von großen Flüssen, Ebbe und Fluth, vorwaltende Winde, wirken hierbei bedeutend mit. Für die Schifffahrt ist die Kenntniß dieser Strömungen, so wie ihrer Geschwindigkeit, von großem Vortheil; am schnellsten gehn sie zwischen Inseln und Sandbänken; durch sie allein legen Schiffe in Einer Stunde wohl mehrere Seemeilen zurück; bisweilen gehen in Meerengen Strömungen zur Seite dem Hauptstrome entgegen. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser in entgegensetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewe-

gung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar sind. — **Meerbusen** (sinus, ital. golfo), ein schmaler Theil des Meeres, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er unterscheidet sich von den Buchten und Baien bloß dadurch, daß er größer ist, als diese. — **Meerenge** (Bosporus, fretum), ein schmaler Durchgang des Meers zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sund.

Meergötter sind diejenigen Götter in der Mythologie, denen die Phantasie der Griechen das Meer zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Alle sind untergeordnet dem Poseidon (Neptun). Die wichtigsten sind Okeanos, der Beherrscher des äußern Meers, und dessen weibliche Nachkommen (Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer, bekannt sind, und Tethis, seine Schwester und Gattin; ferner Pontus, der Beherrscher des innern Meeres, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptun Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous) und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Okeanos). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannigfaltigen, von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern ꝛc. und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze ꝛc.

Meermann (Johann), Herr von Dalem und Vuren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer, geb. im Haag den 1. Nov. 1753. Die Anzahl s. Schriften über Gegenstände sehr verschiedener Art beweis't seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen Eifer für Tugend und Religiosität um so mehr, da er sie unter vielen Amtsgeschäften herausgab. Einige Jahre vor seinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er 3 Jahre das Amt und den Titel eines franz. Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland besuchte. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb den 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts.

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, weiß oder weißgelblich, feinerdig, sehr weich, fett und zähe, schneidbar, und im Feuer und an der Luft erhärtend. Hauptsächlich wird er bei dem Dorfe Kiltschick, unweit der Stadt Konie in Anatolien, dort Kyl-Keffy, d. h. Schaumthon, genannt, gefunden. Gewöhnlich schneidet und bohrt man die bekannten Pfeifenköpfe aus verhärtetem Meerschaum, doch zuweilen formt man sie auch aus der noch weichen Erde. In letzterm Falle werden sie, nach dem Bohren, an der Sonne und im Ofen getrocknet, sodann in Milch gekocht, hierauf mit Schachtelhalm und endlich mit Leder abgerieben. In Constantinopel färbt man sie dann noch verschiedentlich, und siedet sie in Wachs, Oel ꝛc. In der Türkei wenig beliebt, gehen sie dann nach Siebenbürgen, Ungarn, Polen und von da nach Leipzig. In Deutschland werden sie gewöhnlich umgeformt. Aus den Abgängen macht man unechte Meerschaumköpfe; geschnitten oder ausgearbeitet werden sie zu Ruhla und Schmalkalden, Fürth und Nürnberg, Lemgo, Leipzig, Hamburg, Lübeck; Verfälschungen finden statt durch Gypszusammensetzungen und Benutzung

der Abschnitzel des Meerschaums zu neuen Köpfen, welche daran zu erkennen sind, daß ein verfälschter Pfeifenkopf einen Bleistift ähnlichen Strich von einer daran gestrichenen Silbermünze annimmt, ein echter aber nicht.

Megaris, 1) der kleinste Staat Griechenlands (etwa 2 Meilen im Durchschnitt), gebirgig, im O. von Attika (von dem es eigentlich ein abgerissenes Stück war) durch den Berg Kerata getrennt, im S. vom saronischen Meerbusen (dessen hinterster Zipfel megarischer Busen), im W. vom korinth. Isthmos getrennt durch das Gebirge Geroneia, im N. von Böotien und dem alkyonischen Meere. Die Einwohner wurden von den Athenern gehaßt und verspottet. Hauptstadt: Megara, mit dem Hafenort Nisäa, Colonie von Korinth, früher als Flecken von Megareus gestiftet, lag am Ende des Meerbusens von Athen in einer Ebene zwischen 2 Hügeln (auf diesen 2 Citadellen, Karia und Alkathoos). Merkwürdigkeiten: Tempel der Demeter, des Zeus, Wasserleitung, Gymnasium; Geburtsort des Dichters Theognis und des Philosophen Euklides; jetzt noch Megara, bedeutend kleiner, mit herrlichen Trümmern. 2) (Gesch.), M. war ursprünglich eine Abtheilung von Attika und seine Bewohner Aeolier und Jonier. Da König Pendion sein Reich unter seine 4 Söhne theilte, erhielt diesen Theil Nisos, der das Seestädtchen Nisäa anlegte, und gegen Minos aus Kreta, den Beherrscher der umliegenden Meere, einen ungleichen Kampf kämpfte. Nach seinem Tode scheint die Landschaft abgesondert, doch den Beherrschern von Attika untergeordnet geblieben zu sein. Nach dem abgewehrten Angriffe der Dorer auf Athen, gründeten erstere bei ihrem Abzuge Megaris und bevölkerten sie mit korinthischen und andern Colonisten aus dem Peloponnes, welche ihre Freiheit gegen Athen durch Unterstützung ihrer

Stammverwandten in den folgenden Jahrhunderten vertheidigten. M. kämpfte nun fast immer mit Korinth und Athen, erhielt sich aber, vom Peloponnes unterstützt, wuchs auch durch Handel, so daß es Salamis lange gegen Athen behaupten, auch Colonien nach Sicilien u. dem thrakischen Bosporus schicken und seine Handlung über einen Theil des Pontos eureinos verbreiten konnte. Die persischen Kriege vernichteten diesen Wohlstand; Athen wollte es unterwerfen, was mißlang, weshalb Athen unter Perikles allen Athenäern bei Todesstrafe den Umgang mit Megaris, so wie jedem Megarenser das attische Gebiet zu betreten untersagte, und beschloß, jährlich einen Einfall in das megarische Gebiet zu thun. M. beklagte sich bei dem peloponnesischen Bunde der Dorer und gab so eine Hauptveranlassung zum peloponnesischen Kriege. Stadt und Ländchen wurden in jedem Jahre Kriegsschauplatz; da aber Athen unterlag, erhielt sich der Staat lange, freilich in Mittelmäßigkeit. Die Verfassung war, wie bei allen dorischen Staaten, aristokratisch; doch regte sich von Zeit zu Zeit, wenn Athen überwiegend wurde, in derselben eine mächtige demokratische Partei, die sich aber nie zu behaupten vermochte. Bekanntlich schoben die Megarenser im homerischen Schiffskatalog (Iliade Rhaps. 2), wo sie nicht genannt sind, einen Vers (557) ein. Die Stadt Megara hatte sich durch alle Jahrhunderte unter gleichem Namen erhalten, Plinius nennt sie als römische Colonie.

Megära, eine der Furien, s. Eumeniden.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen, oder er wird von Blattläusen darauf

abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Ein besondere Art des Mehlthaus ist der Honigthau, s. Honig.

Méhul (Etienne Henri), geb. zu Givet 1763, Mitglied des Instituts, Inspector des Unterrichts und Lehrer der Composition am Conservatorium; entwickelte sein Talent so frühzeitig, daß er im 10. Jahre als Organist in einem Franciscanerkloster angenommen wurde. In seinem 16. Jahre kam M. nach Paris, nachdem er sich vorher von einem Deutschen im Contrapunkt hatte unterrichten lassen, vervollkommnete sich auf dem Pianoforte und wurde in seinem 18. Jahre dem Ritter Gluck vorgestellt, der ihm die Weihe als dramatischem Componist gab. M. widmete sich ganz dem declamatorischen und pathetischen Styl, womit Gluck die Franzosen entzückte, verband aber damit eine graziöse Melodie, wußte die französische Lebendigkeit mit deutschem Ernste und mit Gediegenheit zu vereinen und übte auf diese Art einen bedeutenden Einfluß auf die französische Musik aus. Seit 1795 war er Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts, und Professor am Conservatorium der Musik. In der Revolution zeichnete er sich durch mehrere Volksgesänge aus, so daß im Jahre 1796, am Feste der Republik, sein Name unter den Componisten ersten Ranges genannt wurde. Er starb in Paris 1818.

Meibom (auch Maibaum od. Meybaum, lat. **Meibomius**), 1) (Heinrich), geb. zu Lemgo 1555; wurde 1583 Prof. der Poesie und Geschichte zu Helmstädt; st., nachdem er 1590 vom Kaiser Rudolph II. zu Prag geadelt worden war, zu Helmstädt 1625; ist durch die Herausgabe von »**Opuscula historica rerum germanicarum**,« die sein Enkel, Helmst. 1660 und 1688 vermehrte, in Folio herausgab, berühmt. 2) (Joh. Heinrich), Sohn des Vorigen, geb. zu Helmstädt 1590; wurde 1620 Professor der Medicin daselbst

und zuletzt 1628 Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen und Bischofs zu Lübeck, auch erster Stadtmedicus zu Lübeck; wo er 1655 starb. Von seinen Schriften sind die bekanntesten: »**Hippocratis jusjurandum gr. et lat. c. commentario,**« Leyden 1643, 4.; »**Ep. de flagrorum usu in re venerea,**« Leyden 1629, 12., und oft, zuletzt verm. durch Th. Bartholini, Kopenh. 1680; »**A. Cassiodori formula archiatrorum, commentario ill.,**« Helmstädt 1668; »**de cerevisiis notibusque et ebriaminibus extra vinum aliis,**« ebendas. 1668, 4.; auch 1679, 4.; »**Ep. de vasis palpebrarum novis,**« ebend. 1666, 4. 3) (Heinrich), dessen Sohn, geb. zu Lübeck 1638; wurde 1664 Professor der Medicin zu Helmstädt, war auch herzogl. Leibarzt zu Wolfenbüttel; 1678 wurde er auch Prof. der Geschichte und Poesie zu Helmstädt und st. daselbst 1700. Von ihm: »**Scriptores rerum germanicarum,**« 3 Thle., wovon der 2. und 3. Theil ihm selbst gehört, Helmst. 1688, Fol., nebst mehreren medicinischen und historischen Schriften. 4) (Marcus), geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich vorzüglich mit der Musik der Alten und gab 1652 zu Amsterdam eine lat. Uebersetzung der alten Schriftsteller über die Musik (»**Antiquae musicae scriptores septem gr. et lat.,**« 1652, 2 Bde., 4.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. Diese berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel Vergnügen an seinen Beschreibungen der alten Musik, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen machen ließ, und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concerte eine griech. Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Die ganze Versammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend sprang M. auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf

verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen und zum k. Rath und Professor am Gymnasium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Prof. der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot s. Beschreibung der alten Triremen, d. i. Schiffe mit 3 Ruderbänken, aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück und starb daselbst 1711.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, ist überhaupt eine Person, welche mehr als eine andre ist und andern Personen oder auch einer Sache vorgesetzt ist. So hießen im Mittelalter die obersten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In frühern Zeiten nannte man auch so die vornehmen Hofbeamten, welche den latein. Namen **Major domus** führten, besonders am fränkischen Hofe.

Meil (Johann Wilhelm), geb. 1733 zu Altenburg; widmete sich erst zu Baireuth, dann in Leipzig den Wissenschaften, bis er 1752 zu Berlin, durch den Anblick der dortigen Kunstwerke angezogen, sich ganz der Kunst widmete und sich in dieser, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, eine eigene Manier im Radiren schuf, welche ihm verdienten Ruf verschaffte. Einen Beweis seines Fleißes und Talents geben unter Andern über 500 treffliche Vignetten zu den vorzüglichsten Werken deutscher Schriftsteller, z. B. zu Engels Mimik, Sebaldus Nothanker u. s. w., worin er vorzüglich die physiognomischen Charaktere trefflich darzustellen wußte; st. 1805 als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin.

Meile hat ihren Namen von **mille** (tausend), weil die römische Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 römischen Fußen,

ausmachte. Die preußische Postmeile beträgt 24,000 F. rhnl. Eine sächs. Meile von 2 Stunden Länge hat 8000 dresdner Ellen. Eine geograph. Quadratmeile ist eine Fläche von anderthalb Stunden in der Länge und anderthalb Stunden in der Breite, oder 9926 sächsische Acker.

Meiners (Christoph), Literator, geb. den 31. Jul. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, gehörte zu den nützlichsten Lehrern der Universität Göttingen. Sein letztes, sehr anziehendes Werk war: »Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern« (Tüb. 1813, 2 Thle.). Er starb den 1. Mai 1810 in s. 64. Lebensjahre.

Meinhard (Johann Nikolaus), eigentlich Gemeinhard, geb. zu Erlangen den 11. Sept. 1727; studirte zu Helmstädt und Göttingen, machte als Hofmeister mehrere Reisen durch die wichtigsten Länder Europa's und st., ohne jemals ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Berlin 1767. Mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und klassischer Bildung verband er feinen Geschmack und ein richtiges Urtheil. Davon zeugen seine Uebersetzungen und vorzüglich seine trefflichen Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, 2 Thle., 3. Theil v. C. J. Jagemann, Braunschweig 1774.

Meiningen (Meinungen), 1) Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, deutscher Bundesstaat; 41¾ QM. groß, mit 136,500 Ew., besteht aus den Fürstenthümern Meiningen und Hildburghausen. 2) Fürstenthum Meiningen; 22½ QM. groß, mit 70,600 Ew., enthält folgende Ländertheile: a) das Unterland; es besteht aus dem Antheile an der Grafschaft Henneberg, einem Theile der Herrschaft Römhild und dem Amte Themar, zusammen 16¼ QM. groß, mit 51,700 Ew. Darin ein Theil des Thüringer-Waldes und

des Rhöngebirges. Ackerbau, Bergbau auf Eisen, Marmor, Kobalt und Steinkohlen, Salzwerke, Viehzucht, Wollen- und Baumwollenwebereien, Verfertigung v. mancherlei Eisenwaaren. Das Land ist in 7 Aemter getheilt: Meiningen, Masfeld, Wasungen, Salzungen, Altenstein, Frauenbreitungen und Römhild. b) das Oberland, oder Antheil an dem Fürstenthume Coburg; 5 QM. groß, mit 17,000 E.; liegt im Thüringer-Walde, ist bergig und waldig, deshalb geringer Ackerbau, aber große Viehzucht; Bergbau auf Eisen, Marmor, Vitriol, Schiefer u. a. Mineralien; Eisenwerke, Blechhammer, Glashütten, Porzellanfabrik, Papiermühlen. Es ist in die 3 Aemter Sonnenberg, Neuenhaus und Schalkau eingetheilt. c) das Amt Kranichfeld, $\frac{3}{4}$ QM. groß, mit 1950 Einw. Der Herzog regiert uneingeschränkt, überläßt aber den Ständen die Berathung über Steuern und andere wichtige Landesangelegenheiten. Seine reinen Einkünfte betragen 222,000 Gulden; die Landes-Einkünfte aber 750,000 Gulden, und die Staatsschulden $2\frac{1}{2}$ Million Gulden. Zum deutschen Bundesheere werden 1150 Mann gestellt. 3) Haupt- und Residenzstadt an der Werra; 580 H. 5050 Ew., Residenzschloß Elisabethenburg genannt, mit Bibliothek, Gemälde-, Münzen-, Naturalien- und Kupferstichsammlungen, Gymnasium. — Tabaksbau, Leinen-, Wollen- und Baumwollenzeugwebereien. In der Nähe das herzogliche Schloß Dreißigacker mit einer Forstakademie.

Meißen, Stadt im Königreich Sachsen, an der Elbe; 560 H. 5000 E.; die Albrechtsburg mit der Porzellanfabrik, die Fürstenschule; Tuch-, Flanell-, Strumpf- und Leinwandwebereien; Leder- und Kartenfabriken; Handel, Elbschifffahrt. Weinbau. — M. ward von K. Heinrich I. als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen gegen die umwohnenden Slawen seit 922 erbaut. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Domes und die Stif-

tung eines Bisthums, dessen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, durch Heinrich I. erbauten Befestigungen sind nur noch wenige Ueberreste zu sehen. Die Markgrafen von M., die Landesherrn, nahmen ihren Sitz schon im 13. Jahrh. zu Dresden. Sie erlangten 1436 das Burggrafthum M. und 1581 auch die Besitzungen des Bisthums M. Die Stadt liegt auf und zwischen Hügeln am linken Ufer der Elbe, über welche die älteste Elbbrücke des Landes führt, die wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbaut, aber 3 Mal, 1547, 1757 und 1813, aus Rücksichten kriegerischer Vertheidigung, verbrannt wurde. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem wahrscheinlich aus der nicht ganz genau zu bestimmenden Zeit der ersten Erbauung herstammenden Thurme, der in einer 60 Fuß hohen Spitzsäule von durchbrochener Arbeit sich endigt. An die Kirche stieß die um 1425 von dem ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem meißnischen Hause, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß seines Stammes erbaute Fürstencapelle mit dem ehernen Grabmale des Stifters. Das an die Domkirche grenzende Schloß, die Albrechtsburg, vor Zeiten der gemeinschaftliche Wohnsitz des Markgrafen, des Burggrafen und des Bischofs, wurde 1471 fast ganz neu erbaut. Seit 1710 ist hier eine Porzellanfabrik, die älteste in Europa. Die vom Kurfürst Moritz 1543 gestiftete Fürstenschule ist in den Gebäuden des ehemaligen Afrakloſters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet.

Meißner (August Gottlieb), geb. den 4. Nov. 1753 zu Bautzen, verlor seinen Vater, der zuerst Regimentsquartiermeister, dann Senator war, in früher Jugend und zog dann mit seiner Mutter nach Löbau, wo er den trefflichen Unterricht des Rector Heinitz ge-

noß. Zu seiner fernern Ausbildung wirkten in Leipzig Plattner und Böhme, so wie darauf der Umgang mit Engel. Neigung für's Theater, theils aber auch der Wunsch, ein Mittel zu seinem Unterhalt zu erhalten, vermochten ihn, in Verbindung mit der Seiler'schen Schauspieler-Gesellschaft zu treten. Er schrieb für dieselbe mehrere Operetten, von denen sich »Das Grab des Mufti«, »Der Alchymist« und »Arsinoe« lange des Beifalls erfreuten. Im Staatsdienste erhielt er nach und nach die Stelle eines Kanzelisten beim geheimen Concilium und dann die eines geheimen Archivsregistrators in Dresden. Eine Reise nach Böhmen hatte für ihn 1785 einen Ruf als Professor der Aesthetik und klassischen Literatur auf der Universität Prag zur Folge, wo er bis zum Jahr 1805 wirkte, in welcher Zeit er als fürstlich nassauischer Consistorialrath und Director der Lehranstalten zu Fulda einen Wirkungskreis erhielt. Leider starb er schon den 24. Februar 1807. Er hatte als Mensch viele Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn. In seinen Schriften herrscht Anmuth, Lebhaftigkeit, Witz und Reinheit der Sprache; die vorzüglichsten davon sind: »Operetten,« Leipzig 1778, 8. (meistens Umbildungen griechischer Originale); »Skizzen,« Leipzig, 14 Sammlungen, 1778—96; »Erzählungen und Dialogen,« ebend. 1787—89; »Alcibiades,« ebend. 1781, 4 Thle.; »Johann von Schwaben, ein Schauspiel,« Leipzig 1780; »Masaniello,« ebend. 1784; »Spartakus,« Berlin 1792, 8.; »Biographie von Julius Cäsar,« Berlin 1799, 8.; so wie »Bruchstücke zu J. G. Naumanns Biographie,« Prag 1803, 8. Auch war er mit dem Bibliothekar Kanzler Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere Literatur und neue Lectüre, so wie in Prag einer Monatsschrift: »Apollo«, die viele schlummernde Kräfte weckte.

Meister (Leonhard), geb. zu Neftenbach bei Zürich 1741; ward 1773 Professor an der Kunstschule zu Zürich, 1791 Pfarrer an der dasigen St. Jakobskirche, 1800 Pfarrer zu Lagnau und 1802 zu Cappel, wo er den 19. October 1811 starb.

Meistersänger, deutsche Dichter, die von der Mitte des 14. Jahrh. an bis in die Zeiten der Reformation hinab und länger zu Mainz, Nürnberg u. a. O. unter kaiserl. Schutze zunftmäßige Genossenschaft oder Sängervereine bildeten. Unter den deutschen Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause (von 1183 bis 1250) hatte sich die deutsche Dichtkunst, bis dahin nur sparsam und ärmlich gepflegt, unter dem Namen des Minnegesangs zur schönsten Blüthe entfaltet. Als aber nach Friedrichs II. Tode die Kreuzzüge aufhörten und mit ihnen der romantische Geist des Ritterwesens erstarb, als die Vasallenbande, welche die Grafen von Provence früher an das deutsche Reich knüpften, gelöst und auch Sicilien und Neapel in undeutsche Hände gekommen waren, als nun die Klänge provenzalischer und toscanischer Dichtkunst auf deutschem Boden verstummten, dagegen der wilde Lärm des Faustrechts laut wurde und an die Stelle des alten gastlichen Wohlstandes Groll und Armuth traten, da mußte auch der Minnesang, sonst die Freude der Höfe, die schönste Blume im Kranze ritterlicher Lustbarkeiten, ersterben. Mochte auch noch Mancher hier und da in alter Weise fortsingen; der Geist war entwichen, nur die Form geblieben. So zeigte sich auch, als mit Karl IV. (1347) Sicherheit und Ordnung wiederkehrten, in den dichterischen Leistungen der Zeit nur ein formelles Streben ohne jenen lebendigen Geist, der aus alten Minneliedern so freundlich uns entgegen weht. — Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen gründeten zu Mainz die erste zunftmäßige Sängerschule, mit der die dunkle Zeit des Meistergesanges anhebt. Denn die Dichtkunst, von den Höfen ver-

wiesen, flüchtete sich nunmehr in den Kreis der niedern Stände, welche, die Formen ihres Handwerkslebens auf die Kunst übertragend, zu innungsartigen Genossenschaften (Meistergenoßschaften) zusammentraten, in denen man es, wie in jenen Handwerkszünften, nach mannichfaltigen Uebungen zum Meister (Meistersänger) bringen konnte. Gleichwohl mochten sie ihren Ursprung gern von den Minnesingern ableiten und fabelten zu dem Ende viel von 12 Patriarchen, als ihren ersten Meistern und von dem Wettgesange derselben zu Pavia vor Kaiser Otto I. Grimm und Görres glaubten in dieser Sage eine geschichtliche Thatsache zu entdecken, und gründeten darauf die Behauptung, Meister- und Minnegesang verhielten sich zu einander, wie Gattung und Art, beide ursprünglich einerlei, und nur durch geschichtliche Entwickelung allmählig in ihrer Besonderheit herausgebildet. Dagegen lehrt Docen einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden, und Hagen und Büsching treten ihm bei. — Meistersängerschulen befanden sich zu Mainz, Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und a. a. O. Die Mitglieder derselben waren verbunden, sich den in der sogenannten Tabulatur enthaltenen Regeln über Reimweisen und Sylbenzahl genau zu fügen. Das Musikalische der Poesie ward in Singschulen unter Aufsicht sogenannter Merker eingeübt. Karl IV. begnadigte die Meistersängerzunft im J. 1378 mit einem Freiheitsbriefe. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldenen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der untergeordnete Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte der vorhergehenden Jahrh. zu; es

beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder und im Epischen auf gereimte Erzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernste das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weisen der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgeleiteten Regeln, die zu unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Ungeachtet der oben angedeuteten Gebrechen ging doch auch manches Gute aus ihrer Mitte hervor. Die ersten noch vorhandenen dramatischen Versuche in Fastnachtspielen verdanken wir einem nürnbergischen Meistersänger, Hans Schnepper, genannt Rosenplüt, um die Mitte des 15. Jahrh., und allbekannt sind des wackern Hans Sachs (geb. zu Nürnberg 1494), des fruchtbarsten deutschen Sängers, gemüthlich kräftige Dichtungen, die, lange verkannt, von Wieland und Göthe in Schutz genommen, nun mit Recht als eine Zierde unserer ältern poetischen Literatur genannt werden. Vergl. Ad. Puschmann's »Gründl. Bericht des deutschen Meistergesanges,« Görlitz 1571, und Wagenseil's »Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst ꝛc.,« Altorf 1697; ferner: Jac. Grimm, »Ueber den altdeutschen Meistergesang,« Göttingen 1811, und »Samml. für altdeutsche Literatur und Kunst, herausg. von v. d. Hagen, Docen, Büsching und Hundeshagen,« 1. Bd. Breslau 1812.

Mekka, 1) (Geogr.), Hauptort eines Scherifats, in der arabischen Provinz Hedschas, 5 Meilen vom arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren, gebirgigen Gegend, mit 18,000 Ew. Sie ist der Geburtsort Mohammed's (im J. 571), der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens ein Mal in ihrem Leben M. zu besuchen. Sonst brachten zahlreiche Caravanen aus allen Theilen

des Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt. Diese frommen Abgaben haben fast aufgehört; jährlich vermindert sich die Zahl der Pilger theils wegen Abnahme des religiösen Eifers, theils wegen der Streifereien der Wahabiten. Zu M. befindet sich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabisches Gebäude, von welchem Mohammed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündflut zerstört und durch Abraham und Ismael wiederhergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Meinung der Mohammedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergossen, schwarz geworden sein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch er ganz ungleich geworden ist. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur drei Mal geöffnet, ein Mal für die Männer, das andre Mal für die Weiber und das dritte Mal, um das Haus Gottes zu waschen und zu reinigen. Von Außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuche umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Gold eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Einkünfte der Kaaba sind beträchtlich, indem ihr in vielen Städ-

ten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind. Zum Dienst bei der Kaaba sind 40 schwarze Verschnittene als Wächter und Aufwärter angestellt. Nichtmohammedaner dürfen sich M. nur auf 9 Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mohammed's ist und der Sherif von M. heißt. Caravanenhandel nach Hindostan, Aegypten und der Türkei; Hafen. Der Sherif von Mekka wohnt ½ Meile von der Stadt auf dem Schlosse Marbaa. 2) (Gesch.) M. ist eine der ältesten Städte in der Welt, und die berühmte Kaaba soll nach Angabe des Koran schon von Abraham und Ismael aufgeführt worden sein. Diese, damals der Verehrung des wahren Gottes geweiht, wurde später in einen Götzentempel verwandelt, dessen Aufsicht den Khosaiten, einem vornehmen arabischen Stamme, gehörte, der aber von Kossa, einem Vorfahren Mohammeds und damaligen Haupte des Stamme der Koreischiten, aus diesem Amte verdrängt wurde. Kossa machte sich zum unumschränkten Herrn über die Kaaba und hinterließ seinen Nachkommen nicht nur die Aufsicht darüber, sondern auch die damit verbundene oberste Gewalt in M. Mohammed, ein Sprößling dieses Stammes, 569 oder 571 zu M. geboren, mußte von da 622 nach Medina flüchten, kehrte aber 627 mit einem Anhange von 10,000 Gläubigen wieder gegen M. zurück und eroberte es. Diese Stadt, wegen der Kaaba schon längst das Ziel arabischer Pilger, wurde durch sie zum Heiligthume für alle seine Bekenner erhoben und die Regierung desselben einem Scherif übergeben, der aus Mohammeds Hause stammte, aus welchem er auch jetzt gewählt werden muß. Als 930 die Karmathen, eine der mohammedanischen Religion den Untergang drohende Schwärmersecte, M. eroberten und sammt der Kaaba plünderten und entweihten, führten sie auch das größte Heiligthum der letztern, den schwarzen Stein,

den Abraham bei Erbauung dieses Tempels vom Engel Gabriel erhalten haben soll, mit fort, um ihre Landsleute von dem Wallfahrten nach M. abzuhalten, schickten ihn aber, als sie diesen Zweck nicht erreichten, wieder zurück, mit dem Bemerken, daß es ein falscher sei; man erwies aber die Aechtheit desselben angeblich dadurch, daß er auf dem Wasser schwamm. 1803 wurde M. von den Wahabiten erobert, aber bald wieder von denselben befreit.

Mela (Pomponius), ein geborener Spanier, von Einigen für einen Sohn des M. Seneca gehalten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium in 3 Büchern »De situ orbis,« nach Eratosthenes's System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Nach A. Gronov's u. a. ältern Herausgebern hat Tzschucke eine reichhaltige Edition in 7 Bdn. (Lpz. 1807) davon geliefert; eine neuere compendiösere Weichert (Lpz. 1816).

Melampus, des Amythaon und der Idomenea Sohn, der Bruder des Bias, berühmter Arzt und Wahrsager, von dem die Fabel viel Wunderbares erzählt. Er lebte auf dem Lande, wo vor seiner Thüre eine hohe Eiche stand, in welcher eine Schlange ihr Nest hatte. Seine Knechte schlugen die alte Schlange todt, er aber erzog ihre Brut. Wie diese nun erwachsen waren, und er einst auf der Erde lag und schlief, leckten ihm die Schlangen die Ohren aus. Als er daher erwachte, verstand er die Stimmen die vorbeifliegenden Vögel, und von nun an alle Thierstimmen, welche den Menschen die Zukunft verkündigten. Diese Wahrsagergabe befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphykles, dessen Rinder er gestohlen, hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhersagte. Dafür, daß er durch seine Kunst den Iphykles von seinem männlichen Unvermögen heilte, und ihm die Kraft, Kinder zu erzeugen, mittheilte, gab er ihm

die vom Neleus für seine Tochter als Brautgabe von Bias verlangte Rinderheerde heraus. Als darauf die Weiber zu Argos vom Bacchus rasend gemacht wurden, ersuchte man den Melampus, dieselben zu heilen. Er versprach es auch gegen einen Antheil an dem Königreiche zu thun. Unter diesen Weibern befanden sich denn auch die Töchter des Prötus. Er nahm einen ansehnlichen Theil der jungen Mannschaft zu sich, stellte sich mit diesen gleichfalls rasend, und lief so den Prötiden nach, bis er sie einholte, und durch Weihungen und den Gebrauch des davon benannten Melampodium heilte. Er erhielt eine derselben Prötiden, die Iphianassa, nachher zur Gemahlin. — Das Zeitalter des Melampus läßt sich nicht genau bestimmen. Allgemein galt er für einen weisen Mann, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch den Dienst der Ceres so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Hellas gebracht habe. Nach seinem Tode erhielt er göttliche Verehrung. In Attika hatte er einen Tempel.

Melancholie. Man kann die Melancholie in doppelter Hinsicht unterscheiden: 1) versteht man unter ihr eine düstere, mißmüthige Gemüthsstimmung, und 2) eine wirkliche Seelenkrankheit, ein physisches Leiden. Sie besteht darin, daß eine traurige Idee sich des Gemüths eines Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmählig die richtige Ansicht der ganzen übrigen Welt entschwindet und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth vornehmlich, als das Vermögen der Seele, ihren eignen angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondere Stärke der innern Empfindung in seiner Ruhe und in seinem gesetzmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte gestört. Das bis zum Affect gesteigerte Gefühl ist entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecte bringen eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung in der Seele hervor. Stei-

gen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtseins; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseins verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. Der Melancholische hat die Welt außer sich verloren, er lebt nur in sich; in dem Cirkel einer fixirten Vorstellung dreht er sich herum; wie bezaubert vermag er diesem engen Kreise nicht zu entfliehen; außerhalb desselben ist für ihn Alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der eines ewigen, grenzenlosen Unglücks, das ihn treffe, lebt in ihm und nagt an seinem Innersten. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von Statten gehen, nur nicht mit Freiheit u. Bewußtsein. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft sein; nur geschieht die Ueberlegung unter falschen Voraussetzungen und die Lust zu handeln fehlt. Man unterscheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr gewöhnliche Ursache ist unglückliche Liebe. Unter die erregenden Ursachen der Melancholie hat man sonst mehrere körperliche Uebel gezählt, besonders auch den Ueberfluß an schwarzer Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr Name Schwarzgallsucht (von μελας, schwarz, und χολη die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt, als entfernte Ursachen dazu wirken. Im Allgemeinen vertragen Melancholische starke Reizmittel und also auch drastische Brech- und Laxirmittel. Unter letztern haben mehrere, die wegen ihrer heftigen Wirkung gewöhnlich nicht angewendet werden, wie die Gratiola, oder die schwarze Nies-

wurz, in einzelnen Fällen Hülfe geleistet. Zwang und Einsperren verschlimmern meist das Uebel, wogegen eine schonende Behandlung, Zerstreuung und Ablenkung des Geistes und der Vorstellungen, die ihn erfüllen, nebst körperlicher, den Umständen angemessener Bewegung, immer vortheilhaft einwirken.

Melanchthon (Philipp, eigentlich Schwarzerd), geb. den 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Unter-Pfalz; erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters, Georg Schwarzerd, Rüstmeisters des Pfalzgrafen, seine Erziehung bei seinem Großvater mütterlicher Seits, besuchte anfangs die Schule seines Orts, dann den Privatunterricht Johannes Ungers, später die Schule zu Pforzheim, endlich die Universität zu Heidelberg, wo er, 14 Jahr alt, Baccalaureus wurde und die Erziehung zweier jungen Grafen von Löwenstein übernahm. In Tübingen erhielt er die Magisterwürde, die man ihm in Heidelberg wegen seiner Jugend vorenthalten hatte. Nachdem er 6 Jahre lang über Virgil, Terenz u. a. Autoren gelesen, eine Buchdruckerei dirigirt und »Nauclerus Chronicon« herausgegeben hatte, ward er, auf Reuchlins Protection, 1518 nach Wittenberg berufen, wo, vorzüglich durch seine Vorlesungen über das Neue Testament, sein Ruf bald so stieg, daß sein Auditorium öfters 2500 Zuhörer faßte. Luthers Freund geworden, theilte er fast alle Schicksale desselben. Er begleitete ihn 1519 nach Leipzig zur Disputation mit Carlstadt und Eck, schrieb eine Apologie gegen die Verdammung, womit die pariser Theologen Luthers Schriften belegten, antwortete, unter dem Namen Didymus Faventius, dem Thomas Placentinus oder Emser, versah Luthers Geschäfte, während dessen Abwesenheit auf dem Reichstage zu Worms, 1521, und der Wartburg. 1526 wurde er nach Nürnberg berufen, um das neue Schulwesen zu reguliren. 1527 und 28 wohnte er der ersten evangelischen Kirchenvisitation in Sach-

sen bei und gab eine **Summa doctrinae** für die Lehrer in Kirchen und Schulen heraus. 1529 begleitete er den Kurfürsten Johann von Sachsen auf den Reichstag zu Speier, war bei dem Religionsgespräch zu Marburg, ging 1530 auf den Reichstag zu Augsburg, für welchen er die augsburgische Confession bearbeitet hatte, und wo er sich mit entschiedener Standhaftigkeit für sein Bekenntniß erklärte. Er war bei den Colloquien zu Leipzig und Marburg 1534, wurde von den Königen Heinrich **VIII.** von England und Franz I. von Frankreich zu ihnen eingeladen, aber ihm zu kommen von seinem Kurfürsten und Umständen nicht gestattet. Auf dem Convent zu Schmalkalden entwarf er, im Namen des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, ein Schreiben an den Kaiser; 1541 befand er sich auf dem Convente zu Regensburg; 1543 wurde er von dem Kurfürsten zu Köln nach Bonn berufen; er beantwortete die Schmähschrift gegen Bucer. Nach Luthers Tode begab er sich nach Zerbst, kehrte jedoch bald wieder nach Wittenberg zurück, welches er aber bald, da Kurfürst Johann Friedrich bei Mühlberg gefangen ward, von Neuem verlassen mußte. In Magdeburg ungern gesehen, begab er sich nach Weimar und von da, mit dem Titel eines fürstl. Rathes, als Professor der Theologie auf die neu errichtete Universität Jena, gab aber auch diese Stelle bald wieder auf, indem er von dem Kurfürsten Moritz auf den Convent nach Leipzig berufen wurde. Seine Gelindigkeit bei dem Lutherischen **Interim** verursachte ihm vielen Anstoß. Da er 1552 in Nürnberg das sichere Geleit zur tridenter Synode nicht erhielt, ging er wieder nach Torgau zurück, wohin, der grassirenden Pest halber, die Universität in Wittenberg verlegt worden war. 1554 war er auf dem Convente zu Naumburg, 1555 zu Nürnberg, 1557 zu Worms. Nachdem er noch einen Ruf nach Heidelberg erhalten, st. er den 19. April 1560, in einem Alter von 63 J., zu Wittenberg.

Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiſte ſeines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meiſten ähnliche und theure erſtgeb. Tochter Anna ſtarb ſchon 1547, ſeine Gattin 1557. Das ſchwache, ängſtliche Gemüth dieſer ſonſt guten, liebevollen Frau hatte ſeine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber als unter den Seinigen. In den erſten Jahren ſeiner Ehe ſah man ihn ſeine Kinder wiegen und in ihrem Kreiſe arbeiten. Beſcheidenheit und Demuth verrieth ſchon ſeine körperliche Erſcheinung. Niemand, der ihn zum erſten Male ſah, hätte in der beinahe kleinen Geſtalt, die bei ſeiner ſtrengen Mäßigkeit und Arbeitſamkeit immer mager blieb, den großen Reformator geſucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, ſchönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geiſt an, den dieſe zarte Hülle umſchloß, und erheiterten, wenn er ſprach, ſein ganzes Angeſicht. So hat ihn Lukas Kranach in ſeinen Gemälden aufgefaßt. Frohe Scherze wechſelten in ſeiner Unterhaltung mit den ſcharfſinnigſten Bemerkungen und Niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern ſah er Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, und Dürftige fanden bei ihm ſo reichliche Unterſtützung, daß er bisweilen ſelbſt in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug ſeines Charakters war, umfaßte er Alles, was ſich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall ſein Herz ſprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unſchuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm ſo natürlich, daß es ihm ſchwer wurde, irgend einem Menſchen etwas Andres zuzutrauen; vielfältig getäuſcht und gemißbraucht, lernte er erſt ſpät die Ränke und unedeln Leidenſchaften kennen, die ſich ſeinen beſten Abſichten ſo oft in den Weg ſtellten. Aber eben dieſer argloſe, milde Charakter machte ihn zum Gegenſtande der innigſten Liebe und

Ergebenheit seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's strömten Studirende nach Wittenberg, um sich zu seinen Füßen zu versammeln, und der Geist der Gründlichkeit und unbefangenen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, so wie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind.

Melanippe, Tochter Aeolos II. oder des Desphontes; gebar nach Hygin aus der Umarmung Poseidons den Böotos und Aeolos III. M. wurde von ihrem Vater geblendet und in einen Thurm gesperrt; die Knaben sollten wilden Thieren vorgeworfen werden. Eine Kuh säugte und Hirten retteten sie. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, ließ sich die Kinder geben und schob sie unter. Als sie aber nachher selbst 2 Söhne geboren hatte, stellte sie diese an, jene zu ermorden, die jedoch durch Poseidons Beistand siegten. Der Theano Söhne fielen, sie selbst entleibte sich. Dem Aeolos und Böotos gab sich nun Poseidon als Vater zu erkennen und entdeckte ihnen das Schicksal ihrer Mutter. Diese tödteten hierauf den Desphontos, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, und brachten sie zu Metapontos, der sich mit ihr vermählte.

Melchisedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), ein Vorbild Jesu, nach Moses I. 14. 18. König zu Sa'em (Jerusalem, der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll; zugleich ein Priester Gottes des Allerhöchsten. Seine Geschichte ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt; nur aus einem Auftritte mit Abraham ist er uns bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrte, kam Melchisedek ihm mit Brot und Wein entgegen, segnete und sprach: »Gesegnet seist du, Abraham, dem höchsten Gotte, der Himmel und Erde besitzt; und gelobet sei Gott, der

Höchste, der deine Feinde in deine Hände gegeben hat.« Und demselben gab Abraham den Zehnten von seiner Beute. Dies ist Alles, was uns Moses von diesem ältesten Priester-Könige berichtet. Erst nach ungefähr 900 Jahren wirft der gekrönte Sänger auf diesen königl. Priester (Ps. 109. du bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedeks) einiges Licht, welches gleich schnell wieder verschwindet. Dann kommt 11 Jahrh. später, als der Gottmensch wirklich im Fleische erschienen war, im neutestamentlichen Brief an die Hebräer der Vergleich Jesus mit Melchisedek vor. Die Katholiken suchen aus diesem Allem zu beweisen, daß Christus das heil. Abendmahl zugleich als ein unblutiges Opfer eingesetzt habe (s. Messe). — Melchisedekiten nannte man eine im letzten Viertel des 3. Jahrh. von Hierax, einem gelehrten ägyptischen Christen, gestiftete Secte, welche lehrte: Melchisedek sei der heilige Geist. Sie behaupteten auch, Christus sei nur gekommen, um eine strengere Moral einzuführen. Sie enthielten sich ehelicher Beiwohnung, erklärten die Bibel allegorisch, wie überhaupt viele christliche Lehrsätze, und übten dabei eine strenge Askese. Diese Schwärmerei erlosch schon nach 80 Jahren.

Melchiten (syrisch, Königliche) hießen ursprünglich im 6. und 7. Jahrhundert die morgenländischen Christen, die sich dem Willen des Kaisers gemäß den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Neuerlich heißen so die morgenländischen Christen, die nicht unter dem Patriarchen zu Constantinopel, sondern unter dem Patriarchen zu Antiochien stehen, und ihre Messe in arabischer Sprache halten; auch die mit der römischen Kirche unirten Kopten in Aegypten.

Melchthal (Arnold von), einer der Hauptbegründer der helvetischen Freiheit, aus dem Canton Unterwalden gebürtig, verband sich

mit Werner Stauffacher, Walther Fürst und Wilhelm Tell 1307, nachdem Gesler seinem Vater die Augen hatte ausstechen lassen, weil Arnold, dem ein Knecht des Landvogts die Ochsen vom Pfluge nehmen wollte, mit der übermüthigen Aeußerung, wenn der Bauer Brot haben wollte, möge er den Pflug selber ziehen, diesen Knecht geschlagen und dann die Flucht ergriffen hatte. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Meleager, Sohn des Königs Oeneus und der Althäa. Da bei seiner Geburt die Parzen ihm das Schicksal bestimmten, daß er nicht eher sterben sollte, als bis der eben auf dem Heerde befindliche Brand verzehrt worden, so nahm seine Mutter diesen aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Meleager ward ausgezeichneter Held, auch bei dem Zuge der Argonauten; er erlegte den kalydonischen Eber und schenkte dessen Haut seiner Geliebten Atalanta; da aber seiner Mutter Brüder diese Haut raubten, so gerieth er mit ihnen in Streit und erschlug sie alle drei. Seine Mutter, wüthend über den Mord ihrer Brüder, ergriff jenen Brand, warf ihn ins Feuer und Meleager starb unter furchtbaren Schmerzen.

Meleda oder Milit, Insel im dalmatischen Kreise Ragusa, durch den Kanal von Stagno von der Halbinsel Sabioncello getrennt, gebirgig, aber reich an Wein, Oel, Fischen, von ungefähr 896 Einw. und $1\frac{3}{4}$ deutschen QM. Sie ist besonders merkwürdig durch das von Partsch untersuchte Detonationsphänomen. s. Partsch's »Bericht ꝛc.« (Wien 1826).

Meletius, 1) Bischof von Kyropolis; verursachte 306 die Spaltung der afrikanischen Kirche. Wegen Abfalls vom Christenthum und anderer Laster abgesetzt suchte und fand er eine Partei, von ihm Meletianer genannt, deren Angelegenheit auf dem Concilium zu Alexandrien und Nikäa vorgenommen ward, wo M. zwar bischöfliche Würde, jedoch ohne die Befugniß bischöflicher Verrichtungen zu-

erkannt wurde. Da er diesem Beschluß nicht nachkam und zu ordiniren fortfuhr, die orthodoxe Kirche aber die von ihm erwählten Bischöfe nicht anerkennen wollte, entstanden daraus lange dauernde Unruhen; st. 326. 2) M. Syricus, griechischer Schriftsteller des 17. Jahrh., der dadurch einige Berühmtheit erlangte, daß die katholische Kirche aus einer Schrift desselben, welche der Marquis de Nointel an Anton Arnold schickte, die Uebereinstimmung der griech. Kirche mit der römischen in der Lehre von der Transsubstantiation zu beweisen suchte.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palämon erhielt. (s. Athamas und Ino.) Die Seefahrer verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einem Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einen Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Melisma (gr.) bezeichnet in der Tonkunst theils eine aus verschiedenen Noten zusammengesetzte Figur, theils eine durch viele Takte hindurch dauernde Reihe verschiedener solcher Figuren, wozu im Texte nur eine einzige Sylbe vorhanden ist (im Deutschen: Sylbendehnung). Melismatisch heißt daher alles, was zur Verzierung des Gesanges gehört, besonders auch die Manieren. Der melismatische Gesang, wo zwei, drei u. m. Noten auf eine Sylbe gesungen werden, wird dem syllabischen entgegengesetzt, wenn nämlich der Sänger zu jeder Note eine Sylbe nimmt, wie z. B. bei Re-

citativen und Choralgesängen; dann heißen auch melismatische Gesänge in besonderm Sinne gewisse einfache, leicht zu fassende Melodien, die Jeder gleich behalten und nachsingen kann; dergl. z. B. gewisse ital. Liederchen sind, welche die Gondelirer singen.

Melissos, aus Samos, um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., berühmter Staatsmann. Als Eleatiker, Schüler des Parmenides, entwickelte er die Grundsätze des Xenophanes und Parmenides über die einzige ewige Substanz noch schneidender und zum Theil schärfer. Hauptsätze: das Wirkliche kann nicht entstehen und nicht vergehen; es ist ohne Anfang und Ende, grenzenlos der Zeit nach und also eines und unveränderlich, nicht zusammengesetzt noch theilbar, mithin überhaupt kein Körper und ohne Raumesdimensionen; Alles, was uns durch die Sinne zukommt (die Vielheit der Dinge) ist nur Sinnenschein und von der realen Erkenntniß ausgeschlossen. Derselbe war 441 glücklicher Anführer der Samier gegen Perikles. Uebrig sind Bruchstücke von seiner Schrift von der Natur. Vgl. Brandis, »In comment. eleat. P. I.,« Alt. 1813.

Melodica, ein ursprünglich von Joh. Andr. Stein zu Augsburg 1770 erfundenes Clavier-Instrument in Gestalt eines kleinen Flügels, zum Aufsetzen bei einem andern Instrumente eingerichtet, $3\frac{1}{2}$ Octave umfassend; es ist mit Pfeifen versehen, und der Ton wird bloß durch den mindern oder mehrern Druck des Fingers auf den Clavis stärker oder schwächer gemacht. Der Erfinder, der sich damit 1773 in Paris hören ließ, wollte durch dies Instrument der Unvollkommenheit der Clavier-Instrumente abhelfen und diese in Ansehung der Biegsamkeit, des Ab- und Zunehmens der Töne ꝛc. anderen Instrumenten ähnlicher machen. — Späterhin hat auch Wilh. Vollmer zu Berlin eine Melodica zu Stande gebracht, welche durch Metallfedern, die von Bälgen angeblasen werden, erklingen gemacht wird. Es

ahmt verschiedene Blasinstrumente nach, und Choräle, so wie langsame Sätze darauf vorgetragen, bringen eine sehr gute Wirkung hervor.

Melodie, eine Folge einfacher Töne, welche eine bestimmte Empfindung ausdrücken und einen Gesang bilden. Die Melodie ist die Seele der Musik, sie macht die Tonkunst zur reinsten Sprache der Gefühle. Die Tonfolge, aus welcher eine Melodie besteht, muß nach einer bestimmten Tonart eine geregelte Folge von Tonfüßen bilden; sie muß aus Gliedern bestehen, die sich durch mehr oder weniger fühlbare Ruhepunkte unterscheiden, welche rhythmisch geordnet sind; sie muß mit Nebentonarten verwoben und so beschaffen sein, daß sie der Begleitung einer mannichfaltig abwechselnden Harmonie fähig ist. In der italienischen Musik ist die Melodie vorherrschend; in der deutschen die Harmonie. Nur vereint können sie die höchste Wirkung hervorbringen, und wie aus einer höhern Welt zu Geist und Herzen sprechen.

Melodrama, ein kleines halbmusikalisches Drama oder diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner gesprochener Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird, und wo diese Anwendung der Musik nur theilweise in einem Drama vorkommt, da redet man vom Melodramatischen. Es heißt Monodrama, wenn es nur eine Person hat, Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen »Pygmalion« veranlaßt, Brandes die Gerstenberg'sche Cantate »Ariadne«, so wie nachher Gotter die »Medea« bearbeiteten, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat.

Melone (**Cucurbita Melo**), eine in Asien einheimische Frucht, unterscheidet sich von der Gurke durch die größern runden Früchte, welche reif genossen werden. Die Kantalupen sind die vorzüglichste Art; es giebt schwarzgrüne, grüne, gelbliche und weiße. Ihre Schale

ist dick, die Gestalt unförmlich, der Geschmack aber ausnehmend fein. Die Netzmelone, die gemeinste unter denen, welche bei uns gebauet werden, ist wie mit einem weißen Netze überzogen. Außerdem kennt man noch eine Menge anderer Abarten, die alle viel zärtlicher und daher auch schwerer zu erziehen sind, als die Gurken. Die Wassermelone, 30 Pfund schwer, in Sicilien, Italien und im Oriente einheimisch, hat ein röthliches saftiges Fleisch, welches in jenen Ländern sehr geschätzt wird.

Meloplast, so nennt ein gewisser Herr Galin in Paris eine von ihm beim Singunterricht angewendete Maschine: eine Art dünner Stange (baguette), deren horizontale Bewegungen den Schülern die Beugung andeuten sollen, welche ihre Stimmen machen müssen, um den oder jenen Ton anzugeben. Es scheint bei der bloßen Ankündigung des Herrn Erfinders geblieben zu sein.

Melos, jetzt Milo, Centralkykladen-Insel im griechischen Archipelagus oder ägäischen Meere; 3 QM. groß, mit 3800 bis 5000 Einw.; ist sehr fruchtbar an Weizen, Melonen, Baumwolle, Wein, und hat warme Schwefelbäder, Eisenerze, Schwefel und Alaun, einen Hafen, die Dörfer Kastro und Sifour, und die Trümmer der ehemaligen Stadt Milo, mit 50 H. und 300 Ew.

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wohl auch mit einem Cypressenzweig in der einen und einem Dolch in der andern Hand. (s. Musen.)

Melusine. Die durch ein artiges Märchen gar wohl bekannte schöne Melusine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die Meisten aber bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. Sie war, wie die meisten

Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen; alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl, noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar gern wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet ins Zimmer und erblickte sie in einem Wassergefäß, in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken; sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfalle bedroht wird, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben soll, erscheint sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hat bauen lassen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören. Thuring von Kingolfingen aus Bern gab 1477 zu Augsburg die erste Uebersetzung der Melusine in's Deutsche heraus. Seitdem erschien das Buch in unzähligen Auflagen.

Melville-Inseln, s. Nordpolexpedition.

Memel, 1) (Niemen) Fluß, entspringt im russischen Gouvernement Minsk, bildet die Grenze zwischen Ostpreußen und dem russischen Gouvernement Wilna, und ergießt sich nach einem Laufe von 23 Meilen, in 2 Armen Ruß und Gilge, in das kurische Haff. 2) Kreis im ostpreußischen Regierungs-Bezirk Königsberg; 19¼ QM. groß, mit 37,500 E. 3) Stadt darin, an der Mündung der Dange in das kurische Haff; 737 H. 8400 E.; 2 Häfen, Leinen-, Seifen-, Bernsteinwaaren- und Handschuhfabriken, Oelmühlen, Schiffbau, Handel mit Getreide, Holz, Brettern, Hanf, Lumpen, Flachs u. a. Schifffahrt.

Memnon, ein Sohn Tithons und der Aurora — ein Fürst, von welchem sehr viele Erzählungen vorgebracht werden. Nach Ho-

mer wurde er als Theilnehmer an dem trojan. Kriege vom Achilles erlegt, sein Körper feierlich verbrannt und Jupiter ließ, auf Bitten der Aurora, ihren Sohn ausgezeichnet zu ehren, aus Memnons Asche eine unzählige Menge Vögel — Memnonsvögel — entstehen, die jährlich bei seinem Grabe mit einander kämpften und gleichsam Leichenspiele feierten; nach seinem Tode wurde er als Heros verehrt. Berühmt ist auch die tönende Memnonssäule bei Theben, welche auch unter dem Namen Phamenophis (Grab des Osiris) bei den Alten aufgeführt wird, von welcher man erzählte, daß sie beim Aufgange der Sonne, sobald diese sie beschienen, einen fröhlichen Klang, aber wenn sie untergegangen, einen traurigen Ton von sich gegeben habe. Man will noch im 4. Jahrh. n. Chr. diesen Klang gehört haben, über dessen Beschaffenheit die Gelehrten sehr viel gemuthmaßt haben, ohne zu einem Resultate zu gelangen. — Eine kolossale Memnonsbüste, welche von Belzoni zu Theben, wo sie im Sande lag, aufgefunden und nach London geschafft wurde, befindet sich im britischen Museum zu London, und es sind darüber interessante Nachrichten in Böttiger's Amalthea 2ter Band.

Memoire. Unter Memoire versteht man überhaupt etwas, das die Erinnerung an eine Sache weckt, eine Schrift, welche dazu abzweckt, etwas in Anregung zu bringen, oder über einen Gegenstand ein Gutachten mitzutheilen. Memoiren heißen insbesondere Staatsschriften, die der gewöhnlichen Formalitäten und vorzüglich des Siegels ermangeln. Sie kürzen bei Unterhandlungen der Höfe den Weg ab, indem sie allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten ausweichen. Man hat 3 Arten derselben: 1) die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Memoire in Briefform); 2) solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift

enthalten, in denen aber der Schreibende in sich von der dritten Person spricht (Memoire schlechthin); und 3) solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern: a) Circularnoten an das diplomatische Corps, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu ersuchen: gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretairs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofes an einen fremden Gesandten auf dessen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Memoire zu übergeben. Memoiren nennt man auch Denkwürdigkeiten, welche einen geschichtlichen Werth haben; doch ist dieser Werth nur eingeschränkt, indem sie sich nur auf eine Person oder eine Begebenheit beziehen, u. der Verfasser zugleich thätig mit in die Begebenheit eingriff, eine Theilnahme, welche ihn sehr leicht der Gefahr aussetzt, in seinen Berichten einseitig und parteiisch zu werden. Die französische Nation ist vor allen reich an Memoiren.

Memphis, Hauptstadt Aegyptens, am linken (bei der ersten Anlage am rechten) Nilufer, zwischen den Seen Möris und Mareotis, 5 Milliarien über dem Delta; nachdem vom König Menes der Fluß östlich abgedämmt worden, vollendete Uchoreus diesen Riesendamm. Umfang $3\frac{3}{4}$ geogr. Meilen; Residenz der ägyptischen Könige an Thebens Stelle, Mittelpunkt des ägyptischen Handels (vgl. Menes und Aegypten). Das größte Gebäude war der Tempel des Phtha (Vulcan), angelegt von Menes, in der Folgezeit, besonders durch Uchoreus, erweitert, auf der Ostseite durch die herrlichsten Propyläen

vom König Asychis, auf der Südseite durch Propyläen vom König Psammetichos geschmückt, in ihr Aufenthaltsorte für den Apis; andere Merkwürdigkeiten: Tempel des Serapis; der Aphrodite oder der Diana, Palast des Priestercollegiums, Residenz des Pharao, im 3. Theile der Stadt, Leukosteichos (weiße Mauer).. Unter der Perser Herrschaft (Kambyses zerstörte es 524 v. Chr.), sank M., ward seit Alexandria's Flor nur 2. Hauptstadt Aegyptens; im 7. Jahrh. nach Eroberung des Landes durch die Araber (die sie Ment, Menut nannten) wurde seit 640 Vieles daraus in die neue, am Ostufer des Meeres angelegte Hauptstadt entführt, und M. ging allmählig zu Grunde; im 12. Jahrh. stand es noch, verschwand aber endlich so, daß man über seine Stätte stritt, bis entschieden ist, daß die Ruinen sich auf der Westseite des Nils, mehr als 1 geogr. M. südlich von Alt-Kairo, in der Nähe von Seccara und Fostat verbreiten, wo jetzt das Dorf Manuf (Myt-Rahyneh) liegt.

Menage (Ägid oder Gilles), ein ausgezeichneter französischer Literator, geb. 1613 zu Angers, wurde nach vollendetem Studium königl. Advocat daselbst an der Stelle seines Vaters, gab jedoch diesem, der Rechtsgelehrsamkeit bald überdrüssig, seinen Posten zurück, trat in den geistlichen Stand und widmete sich nun ganz dem Studium der schönen Wissenschaften. In der Einsamkeit des Klosters Notre-Dame zu Paris stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, welche er die Mercuriales nannte und 40 Jahre zur Abstellung von Mißbräuchen auf dem Gebiete der Literatur wirkte. Menage hatte sich durch sein anhaltendes Studium, durch eine leichte Fassungsgabe begünstigt, eine Menge Kenntnisse erworben; er dichtete mit Leichtigkeit italienische Verse, und ward deshalb Mitglied der Akademie della Crusca. Er hatte einen streitsüchtigen Charakter, einen besondern Hang zur Satyre, wodurch er sich eben nicht beliebt machte. So

schrieb er eine Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter gegen die franz. Akademie; überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, uud sein Leben war ein beständiger Krieg. M. hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius (1663) ist mit sehr geschätzten Anmerkungen begleitet. Sein »**Dictionnaire étymologique ou origines de la langue française**« (1650) und s. »**Origini della lingua italiana**« (1699), enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital., griech. und franz. Poesien sind ziemlich werthlos. Er starb 1692. Nach seinem Tode erschienen »**Menagiana.**«

Mendelssohn (Moses), ein berühmter jüdischer Philosoph, war den 12. September 1729 zu Dessau geboren. Seinen ganz armen Vater, einen Kinderlehrer, verließ er im vierzehnten Jahre und begab sich nach Berlin. Hier, durch die wohlthätigen Unterstützungen seiner Glaubensgenossen für seinen Unterhalt gesichert, erlernte er, bei einem sehr schwächlichen Körper, die lateinische und mehrere Sprachen; am liebsten aber beschäftigte er sich mit mathematischen u. philosophischen Untersuchungen, und als er 1754 mit Lessing bekannt, und nachher sein innigster Freund ward, so machte er die Philosophie zu seinem Lieblingsstudium und erwarb sich das Verdienst, zuerst in einem reinen schönen Deutsch über abstracte philosophische Gegenstände zu schreiben. Zwar kein Originalphilosoph, gehörte er dennoch zu den vorzüglichsten Philosophen seiner Zeit, und war zugleich als Mensch, wegen seiner Bescheidenheit u. ungeheuchelten Rechtschaffenheit, eben so, wie als Gelehrter wegen seines Scharfsinns und der anhaltenden Thätigkeit gleich verehrungswürdig. Lavater's Aufmunterung, zur christlichen Religion überzugehen, wußte er abzulehnen; aber ein gelehrter Zwist mit Jacobi über Lessing machte ihm viel Kummer, be-

förderte auch vielleicht seinen Tod, der 1786 erfolgte. Sein »Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele«, ein in der Geschichte der philosophischen Literatur berühmtes Meisterwerk, erschien in 3 Auflagen von 1767 — 69 und wurde fast in alle lebende Sprachen übersetzt.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), Schriftsteller, Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Karls V., stammte aus dem Hause Mendoza, war geb. zu Granada 1503 oder 1504 und st. zu Valladolid 1575.

Menedemus, aus Eretria auf Euböa, Stifter der eretrischen Philosophenschule, welche einen Zweig der Sokratischen Schule bildete. Er war ein Schüler des Plato und Stilpo und schrieb nur den identischen Sätzen Wahrheit zu.

Menelaus, Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon, ward von der berühmten Helena zu ihrem Gemahl erkoren und erhielt von seinem Schwiegervater Tyndareus das Königreich Sparta. Indeß er auf Kreta sich befand, seines mütterlichen Großvaters Kretheus Erbschaft zu theilen, kam Päris nach Sparta und entführte die Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sklaven nach Troja. Man suchte diesen Raub zuerst durch Güte zurück zu erhalten, und Menelaus reiste deshalb mit Palamedes nach Troja; da aber Paris hier noch nicht angelangt war, mußten sie unverrichteter Sache zurückkehren. Als er keine Genugthuung erhielt, forderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß, die Beleidigung zu rächen, und sie schwuren es einstimmig. Als Anführer der Lacedämonier zog er mit 60 Schiffen nach Troja; hier eröffnete er das Gefecht in einem Zweikampf mit dem Paris, und zeigte sich im ganzen Kriege als einen tapfern Streiter. Wegen seiner nachdrucksvollen hellen Stimme in der Schlacht giebt ihm Homer den Bei-

namen βοην ἀγαθος. Nach Eroberung Troja's nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr ins Vaterland anzutreten. Er beschleunigte die Abfahrt und ging mit den Seinigen nach Tenedos ab, wo ihn aber Ulysses verließ. Menelaus holte den Nestor und Diomedes zu Lesbos ein und segelte mit ihnen bis Euböa, wo man in dem Hafen Geräſtus dem Neptun opferte. Menelaus aber wurde gezwungen, am Vorgebirge Sunium in Attika zu verweilen. Er kam mit seiner Flotte kaum bis an das lacedämonische Vorgebirge Malka, als ihn der Sturm übereilte und nach Kreta trieb. Ein Theil der Schiffe wurde an das Land der Cedoner in Kreta verschlagen und die Mannschaft rettete sich mit Mühe ans Land. Der andere Theil dagegen wurde mit dem Menelaus nach Aegypten getrieben. Hier irrte Menelaus 8 Jahre lang an den Küsten von Cypern und Phönizien herum. Auf der Insel Pharos ertheilte ihm endlich Eidothea, die Tochter des Proteus, den Rath, wie er ihren Vater zwingen sollte, ihm den Weg nach Hause zu zeigen. Er befolgte denselben, fesselte den Proteus und erfuhr von ihm, er solle den Nil zurück nach Aegypten segeln und daselbst den Göttern opfern. Zugleich erzählte ihm Proteus das Schicksal der zurückgekehrten Helden und prophezeite ihm, daß er nicht sterben, sondern, als ein Götterheld und der Helena Gemahl, lebendig in's Elysium entrückt werden würde. Er erhielt nach seinem Tode göttliche Ehre, und ward an verschiedenen Orten, namentlich zu Terapná in Lakonien, verehrt, wo man auch sein und der Helena Grab wies.

Menestrels, Menetriers, s. Provenzalen und Troubadours.

Mengs (Anton Raphael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen den 12. März 1728, ist ein seltenes Beispiel, daß ein Künstler auch bei einer strengen und geisttöd-

tenden Erziehung zu einer hohen Vollkommenheit gelangen kann. Von seinem Vater, Ismael Mengs aus Copenhagen (auch einem berühmten Maler, zu Dresden wohnhaft), sehr streng nebst 2 Schwestern erzogen, wurden die 3 Kinder mit jenem mit nach Rom genommen, studirten hier 3 Jahre; und nach Dresden 1744 zurückgekehrt, waren sie, ganz unerkannt, treffliche Pastellmaler, bis durch einen Kammermusikus, Annibali, das Geheimniß entdeckt, dem Könige August III. bekannt und der Vater durch einen Gardisten gezwungen wurde, die Gemälde an den Hof zu bringen, wo man besonders des Sohnes Talent hervorhob; der König ließ ihn in Rom studiren. Hier beschäftigt, ein Marienbild zu zeichnen, sah Mengs auf der Straße ein armes, aber idealisch schönes Mädchen, und mit dem Ausrufe: »Du bist die Mutter, die ich so sehnlich suche!« nöthigte er sie, sich in seiner Wohnung malen zu lassen, und sie — ward seine Gattin. Nach Dresden zurückgekehrt, ward er im 23. J. Hofmaler und verewigte sich durch das große Altarblatt, die Himmelfahrt des Erlösers, eins der ersten Meisterstücke. In Rom erhielt er 1752 das Ritterkreuz, und beim Ausbruche des 7jährigen Krieges ging er nach Neapel, von wo er als Hofmaler dann mit König Karl III. nach Madrid, mit 6000 Thlr. Gehalt, kam (1761). Das Klima, der Tod seiner schönen Gattin, das nächtliche Studiren und Schreiben (er hat trefflich über Malerei geschrieben), hatten seine Gesundheit zu sehr zerrüttet, und er starb im 52sten Jahre 1779, von ganz Europa betrauert. Viele seiner Stücke besitzt die Dresdner, noch mehr die span. Bilder-Galerie; Madrid und Rom die herrlichsten al fresco-Gemälde; der vaticanische Palast verdankte ihm eine neue geschmackvolle Einrichtung und viele unschätzbare Gemälde. Auch seine Schwester, Therese Mengs, Gattin des Malers Antonio de Maron, war eine sehr brave Miniaturmalerin; sie st. zu Rom 1806 im 81. Jahre.

Meninsky (Franz, eigentlich a Mesgnien od. Menin), geb. 1623 in Lothringen; studirte in Rom, begleitete den polnischen Gesandten nach Constantinopel, wo er die türkische Sprache erlernte u. polnischer Dolmetscher der Pforte ward. Der König von Polen ertheilte ihm hierauf das Indigenat und veränderte seinen Namen Menin in Meninsky. Er trat als Dolmetscher 1661 in die Dienste des Kaisers, reiste 1669 in das gelobte Land, wurde am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen und st. 1698 in Wien. Er schrieb: **Thesaurus linguarum orientalium** (arabisch-türkisch-persisches Wörterbuch), 4 Bde., Wien 1680 — 87, 2. Ausg. (aber minder vollständig) von Jenisch, 4 Bde., ebend. 1780 — 1803, Fol.; **Onomasticon**, Wien 1680.

Mennige (Bleizinnober, **minium**) rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, zu Chesterfield und Wirkesworth in Derbyshire und zu Zschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt das durch 16stündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhaltene Massikot oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hochrothgelb und schuppig pulverig, aber gleich dem Bleie ein schleichendes Gift. Die Apotheker haben sich bei dem Ankauf der Mennige sehr vor der Verfälschung derselben mit Ziegelmehl zu hüten.

Menologium ist ungefähr in der griech. Kirche das, was Martyrologium (s. d.) in der katholischen ist. Von diesem sind die Mänea unterschieden, abgetheilt in 12 Monate. Jeder Tag enthält die Namen, Lebensbeschreibungen und Todesart der Märtyrer und Meldung der bei den Kirchenfesten gebräuchlichen Gesänge und Ceremonien (officia).

Menno Simonis (d. h. Simons Sohn), geb. 1496 (n.

A. 1505) in Witmarsen in Friesland; war erst katholischer Priester und der entschiedenste Gegner der Wiedertäufer, trennte sich später von der katholischen Kirche, näherte sich seinen ehemaligen Gegnern, sammelte die durch die münsterschen Unruhen zersprengten Glieder der Wiedertäufer zu regelmäßigen Gemeinden und nahm als Wiedertäufer den Namen Ubbo Philippus an, gelangte durch seine Beredtsamkeit und Schriften bald zu hohem Ansehn, welches seinen Eifer u. die Ausbreitung seiner Lehre mächtig unterstützte und ihm, verbunden mit seinen Wanderungen in Leuwarden, Gröningen, Emden, Westfalen, Geldern, Holland, an der Ostsee ꝛc., viele Anhänger, vorzüglich den Priester Adam, Heinrich von Urnen, Anton von Köln, Gellis von Aach ꝛc. erwarb. Seine Denkart war sehr wankend. Außer den allgemeinen Behauptungen der Wiedertäufer läugnete er, daß Christus von der Jungfrau Maria seine menschliche Natur erhalten habe, sondern führte dieselbe auf das Wesen des Vaters oder des heil. Geistes, oder die Natur des Worts durch eine Erschaffung aus nichts zurück. Uebrigens dachte er über die Kirchenzucht bald strenger, bald gelinder. Er starb zu Oldeslohe im Holsteinschen 1561. Er schrieb Mehreres in holländ. Sprache. Bekannt ist die von ihm gestiftete Secte der Mennoniten. Das Nähere über sie s. u. Taufgesinnte.

Menou (Jacques François, Baron v.), geb. 1750 zu Boussay de Loches in der Touraine; stammte aus einer adeligen Familie, trat früh in Kriegsdienste und war 1789 Abgeordneter bei den Reichsständen (Etats généraux). Später schloß er sich den Feuillans an; 1793 focht er gegen die Royalisten in der Vendée. Als Bonaparte nach Aegypten ging, folgte er diesem und wurde nach Klebers Tode Oberbefehlshaber des Heeres. In diesem Lande verheirathete er sich mit der Tochter des Besitzers der Bäder zu Rosette und nahm unter dem Namen »Abdallah Jakob Menou« den Turban. Während

er den Oberbefehl hatte, erzürnte er sich so heftig mit dem General Reynier, daß dieser bei seiner Rückkehr nach Frankreich eine eigene Schrift gegen ihn herausgab. Als er sich mit den Ueberresten der Armee den Engländern ergeben mußte, kehrte auch er nach Frankreich zurück (1802), wo ihn Napoleon späterhin zum Gouverneur von Piemont ernannte. In der Folge kam er in gleicher Eigenschaft nach Venedig, woselbst er 1810 st. In beiden Plätzen erwarb er sich allgemeine Achtung.

Menschenbildung s. Bildung.

Menschenkenntniß. Der Mensch wird in und zur Gesellschaft geboren; sie ist die Quelle seiner größten Freuden und auch seiner größten Schmerzen. Sich selbst überlassen, würde kaum sein ganzes Leben hinreichen, sich einige Dutzend Ideen und Begriffe zu erwerben; und noch ärmer als sein Kopf würde sein Herz sein, und in ihm nur der kalte Egoismus wohnen. Den Reichthum des Geistes und der Brust verdankt er einzig dem geselligen Leben; von ihm leihen die Tugend und alle große Eigenschaften des Menschen ihren wahren Glanz; denn er ist nur in so weit etwas werth, als er auf die menschliche Gesellschaft wohlthuend und beglückend wirkt. Für den Menschen kann es daher nichts Wichtigeres geben, als das Element seines Lebens, das Feld seines Strebens und Wirkens, den Wecker, Bildner u. Beförderer seiner geistigen und moralischen Anlagen kennen zu lernen. Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch, sagt Pope. Der glücklich und ruhig in der Welt leben will, dem es nicht gleichgültig ist, ob sein Leben, ohne Spuren von Thätigkeit nach sich zu lassen, ihm verschwinde, oder seine Plane gelingen oder nicht, für den ist Menschenkenntniß ein nothwendiges Bedürfniß. Sie war von jeher der Hebel, wodurch die großen Männer so gewaltig und tief auf ihr Zeitalter wirkten, Völker nach ihren Absichten leiteten und der

menschlichen Gesellschaft oft eine andere Gestalt gaben. Sie zu erwerben ist schwer; doch ihr Besitz verdient, daß man keine Mühe spare, und sollte man auch schweres Schulgeld zahlen müssen. Die Mittel zu ihrer Erlangung sind hauptsächlich folgende: 1) Das Studium der Anthropologie und Psychologie. 2) Geschichte. 3) Biographien. 4) Denkwürdigkeiten. 5) Gedichte, besonders dramatische, und unter ihnen das Lustspiel. 6) Selbstbeobachtung. 7) Umgang mit Menschen. Vergl. »Nicolai Umgang m. Menschen.« 2 Bde.

Menschenracen. Die Bestimmung d. Menschenracen hat wegen d. unmerklichen Uebergänge d. einen in die andere manche Schwierigkeiten. Lawrence und Blumenbach erklären sich gegen eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen. Cuvier, Schlosser u. A. nehmen 3 Menschenstämme an: 1) den kaukasischen, richtiger den indo-germanischen; 2) den mongolischen; 3) den äthiopischen. Blumenbach unterscheidet nach den Schädelformen 5 Hauptracen: 1) die kaukasische Race, welche er für den Urstamm hält. Hierher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseits des Oby, des kaspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll sein: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen und die Abwesenheit der Kennzeichen anderer Racen. 2) Die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien, die finnischen Völker in Europa, die Eskimos im nördl. Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sehen meist weizengelb aus, haben weniges, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlider und seitwärts hervorragende Backenknochen. 3) Die äthiopische Race mit hervorragenden Kiefern.

Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſ. die Neger. 4) Die amerikaniſche Raçe, welche den Uebergang von der kaukaſiſchen zur mongoliſchen machen ſoll. Zu ihr gehören, die Eskimos ausgenommen, alle urſprüngliche Bewohner des übrigen Amerika. Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind: die Kupferfarbe, ein breites, aber nicht plattes Geſicht mit ſtarken Zügen. Den Uebergang von der kaukaſiſchen zur äthiopiſchen macht 5) die malaiiſche Raçe. Sie umfaßt die Bewohner der meiſten oſtindiſchen Inſeln und des ganzen 5. Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten, ſchwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannichfaltigen Abſtufungen erſt nach und nach durch den Einfluß des Klima's entſtanden. (S. Meiners's »Unterſuchungen über die Verſchiedenheit d. Menſchennaturen«, Tüb. 1815.) Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die weißen Menſchen in der Regel ein verſchieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die ſchwarzen hingegen immer ein ſchwarzes wollartiges Haar haben. Wenn ſich weiße Menſchen mit Negern vermiſchen, ſo entſteht daraus eine halbſchlächtige Raçe. Die Farbe der braunen und ſchwarzen Menſchen hat nicht in dem Oberhäutchen, ſondern in der darunterliegenden ſchleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Urſache dieſer dunklern Farbe iſt unſtreitig die Sonnenhitze; aber wie dieſe eine ſolche Wirkung hervorbringe, iſt noch unentſchieden. Möglich iſt, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsſtrich in der Nähe des Aequators nach mehreren Generationen die ſchwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn ſie ihr Geſchlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten. Noch weniger als die Farbe kann die verſchiedene Größe der Menſchen für einen Grund ihrer Gattungsverſchiedenheit gelten.

Menschheit. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man 1) das menschliche Geschlecht oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2) die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles das, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höhern Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehene Würde, Rechte und Pflichten, kurz, die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen.

Mensur (franz. **mesure** oder **mouvement**), in der Tonkunst 1) die Abtheilung der Zeit in verschiedene gleiche Theile, wodurch der Grad des Langsamen oder Geschwinden, in welchem ein Tonstück genommen werden soll, bestimmt wird, und was man theils aus der Taktart, theils aus den zu Anfange eines Tonstücks hingesetzten, den Grad der Bewegung andeutenden Worten (z. B. **Adagio**, **Andante**, **Allegro etc.**) ersieht; 2) beim Orgelbau die Proportion der Pfeifen (wie bei Clavier= u. a. Saiteninstrumenten die Proportion der Saiten), in Ansehung ihrer Länge und Weite; daher der Ausdruck: das Clavier hat eine lange oder kurze, eine gute oder schlechte Mensur. — Im Tanzen ist Mensur das Schrittmaß; im Fechten, die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Mensur sein, die gehörige Entfernung haben. Bei Bildhauern ist Mensur das Maß, wornach alle Theile des Modells zur Figur auf dem Blocke mit Zirkel u. Bleiloth aufgetragen werden.

Mensural=Gesang, der abgemessene Gesang, wo jeder

Ton vermittelst des Taktes in einem gewissen Zeitraume genau beobachtet wird.

Mentor, einer der vertrautesten Freunde des Ulysses, der ihm bei seiner Abfahrt nach Troja die Aufsicht über sein Haus anvertraute; besonders vertrat er auch nachher bei Ulysses Sohne, Telemach, die Stelle eines Hofmeisters; daher nennt man auch den Führer eines jungen Menschen (Zöglings) den Mentor.

Menuet, ein Tanz und Tonstück im $\frac{3}{4}$ Takt und von langsamer Bewegung, gewöhnlich aus 2 Theilen, jeder von 8 Takten bestehend. Man schreibt die Erfindung desselben den Franzosen zu, was aber mit dem lebhaften Charakter derselben nicht übereinzustimmen scheint. Wirklich haben sie auch diesen Tanz aus ihren gesellschaftlichen Tänzen größtentheils verbannt, und es scheint, als ob ihn in Deutschland bald gleiches Schicksal treffen würde.

Menzel, 1) (Friedr. Wilh.), geb. 1726; war um 1750 Kanzelist mit dem Titel geheimer Secretair in dem Cabinet zu Dresden, verrieth dem damaligen preußischen Gesandten am sächsischen Hofe, von Malzahn, gegen eine bedeutende Summe Geldes die geheime Correspondenz des östreichischen, russischen und sächsischen Hofes, um Preußen zu verderben. Während einer Reise nach Warschau im Gefolge Kurfürst August III., ward diese Verrätherei durch den General v. Spörken entdeckt. M., der sich durch die Flucht retten wollte, wurde in Prag festgehalten, erst nach Brünn und 1763 auf den Königstein gebracht, wo er anfangs in Ketten (in der sogenannten Weise) schwer geschlossen, später in erleichterter Haft bis zu seinem Tode, der erst 1796 erfolgte, gefangen gehalten wurde. 2) (Karl Adolph) geb. 1784 zu Grünberg in Schlesien; studirte zu Halle Theologie, ward hierauf Hofmeister in Wartenberg und schrieb Mehreres über die Geschichte Schlesiens, was ihm endlich den Ruf als Lehrer an das Eli-

sabethanum zu Breslau brachte. 1814 erhielt er den Titel Prorector und Professor. Schriften: Topographische Chronik von Breslau, Breslau 1808; Geschichte Schlesiens, 3 Bde., ebend. 1808 — 1810; Geschichte der Deutschen, 3 Bde., ebend. 1815 — 23 (ein Werk im Volkstone, im Sinne der Alten geschrieben); Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, bis jetzt, 2 Bde., ebend. 1826 — 1828 (Ergänzung des Vorigen); Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Tode Friedrichs II., 2 Bde., Berl. 1824 (schließt sich an Beckers Weltgeschichte an und ergänzt diese). 1818 trat er als Gegner des Turnwesens auf und ließ damals eine Schulrede über die Undeutschheit des neuen Deutschthums, Breslau 1818, drucken. 3) (Wolfgang), geb. in einem der letzten Jahre des vorigen Jahrh. zu Waldenburg in Schlesien, war erst Lehrer der Geschichte in Aarau und lebt jetzt in Stuttgart. Schrieb: Streckverse, Heidelberg 1823; Voß und die Symbolik, Stuttgart 1825; Geschichte der Deutschen, 3 Bde., Zürich 1824, 25; Moosrosen, Taschenbuch für 1826, Stuttg. 1826; die deutsche Literatur, 2 Thle., ebend. 1827; Rübezahl, ein dramatisches Mährchen, ebend. 1829, und ist seit 1826 Herausgeber des Literaturblattes vom Morgenblatte.

Menzikoff (Alexander), richtiger Menschikoff, der Sohn eines Bauern in der Gegend von Moskau, geb. 1674, ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk in den Straßen von Moskau ausrufen. Bei diesem Geschäft neckte er er sich mit vielem Geist und Witz einst mit dem Gardisten der Schloßwache herum. Czar Peter beobachtete ihn unbemerkt, und sein munteres Wesen und die schnellen Antworten, die er gab, gefielen ihm so, daß er ihn als seinen Pagen annahm und gut erziehen ließ. Nach Andern soll er Bedienter bei einem russischen Großen gewesen und durch Lefort dem Czar empfohlen worden sein. Bald faßte der Czar eine solche

Neigung zu M., daß er denselben in seinem Schlafzimmer schlafen ließ. Fürst Amilka, der an der Spitze einer Verschwörung gegen Peter stand, glaubte sich M. am besten zu dessen Verderben bedienen zu können und versprach ihm die Hand seiner schönen, von M. zärtlich geliebten Tochter, wenn er an der Verschwörung gegen den Czar Theil nehmen und die Verschwornen in das Schlafzimmer geleiten wollte. M. versprach Alles, verrieth aber die Verschworenen an den Czar, der Amilka und 40 Verschworene hinrichten, die Fürstin aber in ein Kloster bringen ließ, aus dem er sie später aber wieder zog und M. zur Gemahlin gab. Als Lefort, des Czars Günstling, den M. auf der großen Gesandtschaft 1697 begleitet und der ihm Unterricht im Kriegswesen und in allen Geheimnissen seiner Diplomatik gegeben hatte, 1699 starb, stieg M. noch in Peters Gunst und trat völlig an dieses Lieblings Stelle. Auch ernannte ihn der Papst zum Erzieher seines Sohnes Alexius. Dabei hatte er aber oft auch den Zorn und die üble Laune Peters zu empfinden, und zuweilen mißhandelte dieser seinen Günstling selbst mit Stockschlägen. Bei dem nordischen Kriege that sich M. ungemein hervor, zuerst 1702 vor Schlüsselburg, von welchem Platz er nach der Einnahme Gouverneur wurde. In demselben Jahre fiel ihm bei der Eroberung von Marienburg die nachmalige Kaiserin Katharine M. in die Hände; er schickte sie dem Czar Peter, dem sie bald Geliebte und später Gemahlin ward und M. vornehmlich in des Czars Gunst hielt. Zum Dank dafür war M. Katharinen in mancherlei schwierigen Lagen behülflich und verhalf ihr durch List, indem er des Czars früherer Geliebten, dem Fräulein Mons, ein Bittschreiben, worin sie um des Czars Einwilligung zu einer Heirath mit einem Offizier, den sie insgeheim liebte, bat, ablockte, mittelbar zu dessen Hand. M. stieg schnell zu den höchsten Würden und ward Feldmarschall und Fürst. Der wiener Hof ernannte ihn zum Reichs-

fürsten; Dänemark, Preußen und Sachsen schickten ihm ihre Orden, Peter ertheilte ihm den Titel Herzog von Ingermannland. Dafür hatte er aber bei Pultawa wesentlichen Antheil an des Czars Siege über Karl XII., focht dann vor Riga 1710 tapfer, nahm nach dem Tode des Herzogs von Kurland dies Herzogthum für den Czar in Besitz, und führte 1714 ein russisches Corps den Dänen, gegen Schweden, nach Holstein zu Hülfe. Bei vielen guten Eigenschaften besaß aber M. auch Liebe zum Trunk und zur Bestechlichkeit. Wegen letzterer ward er 1714 vor Gericht gezogen, kam jedoch noch mit einer Geldstrafe davon. 1719 aber von Neuem vorgeladen, ward er arretirt und mit Verlust seiner sämmtlichen Würden und Güter bestraft; doch begnadigte ihn Peter auch diesmal und ernannte ihn zum Admiral und zum Commandeur der Truppen in der Ukraine. Eine dritte Untersuchung 1723 brachte gleiches Urtheil, doch begnadigte ihn der Czar nochmals, zog jedoch einen Theil der ihm geschenkten Güter ein und zeigte ihm weniger Vertrauen als früher. Nach Peter des Großen Tode, 1725, verschaffte M. durch Intriguen und Gewaltschritte Katharinen, Peters Gemahlin, den Thron, und erhielt hierdurch das höchste Ansehn, und die Kaiserin bestimmte selbst, daß er nach ihrem Tode (der 1727 erfolgte) der Reichsverweser und Vormund von ihrem und Peters Sohne, Peter II., werden sollte. Voll Stolz bestimmte M. seine Tochter dem jungen Kaiser, den er in völliger Abhängigkeit erhielt, zur Gemahlin. M. hatte aber viele Feinde, diese und vornehmlich der Graf Osterman und die Dolgoruckis, wußten dem jungen Peter Mißtrauen und Widerwillen gegen den Reichsverweser einzuflößen und 9000 Ducaten, die dem Kaiser als Geschenk bestimmt waren, und die dieser seiner Schwester zu überreichen befahl, die M.'s Eigennutz aber unterschlug, vollendeten dessen Sturz. Peter II. verließ heimlich und ohne M.'s Wissen im September 1727

Petershof. M. folgte ihm zwar, ward aber von den Wachen nicht in den kaiserlichen Palast gelassen und, als er in den seinigen zurückkehrte, verhaftet. Vergebens bat seine Gemahlin den Kaiser, Osterman, die Prinzessin (nachmalige Kaiserin) Elisabeth um Gnade, vergebens verlangte M. selbst eine Audienz beim Kaiser; er ward den folgenden Tag nach Renneburg, eines seiner Güter, verwiesen. Mit fürstlichem Pomp reiste er ab, reizte aber dadurch seine Feinde noch mehr. Ein Detaschement Grenadiere holte M. ein, nahm ihm seine Orden und zwang ihn und seine Familie, sich in Bauernkleider zu hüllen, und von nur 8 Bedienten begleitet, mußte er die Reise nach Sibirien antreten. Man beschuldigte ihn des Hochverraths, der Theilnahme an dem Tode des Prinzen Alexius, Absichten auf die Krone, machte ihm den Plan, seine Tochter an Peter II. zu verheirathen, zum Verbrechen, legte ihm Bestechungen zur Last u. s. w. Sein ganzes Vermögen (über 100,000 Bauern, 8,000,000 Rubel baar, 9,000,000 in fremden Banken, über 100,000 Rubel in Edelsteinen) wurde confiscirt, und er lebte nun von seiner Pension, von 10 Rubeln täglich, in Beresow. Hier arbeitete er an einer kleinen hölzernen Kirche, die er von seinen Ersparnissen bauen ließ, eigenhändig als Zimmermann und starb voll Gram 1729. Seine Gemahlin und Tochter waren ihm vorausgegangen. M. war seiner Fehler ungeachtet ein großer Mann, der Rußland viel nützte, Peter den Großen von manchen Unbesonnenheiten, zu denen ihn Zorn und Trunk verleiteten, abhielt, ihn aus manchen Gefahren rettete, und der Wissenschaft u. Kunst schätzte. Die Sage, daß er ganz ungebildet gewesen sein, nicht einmal richtig schreiben gekonnt habe, ist ungegründet; er führte vielmehr seine russische, deutsche und holländische Correspondenz eigenhändig.

Mephitisch heißt diejenige Luftart, welche für Menschen u. Thiere nicht zu athmen, folglich gleich schädlich ist u. besonders Thiere

tödten, Lichter auslöschen kann ꝛc. — Stickluft: z. B. die schädlichen Dünste in lange verschlossenen Kellern, Brunnen ꝛc. Die Benennung kommt von Mephitis, Gestank von Schwefel, her; auch verehrte man unter diesem Namen zu Rom eine besondere Schutzgöttin wider böse und schädliche Ausdünstungen. (S. auch Gas.) Mephitismus, die Stickkraft.

Mercantil, mercatorisch (lat.), **mercantesco** (ital.), kaufmännisch, nach Kaufmannsart, zum Handel gehörig. Das Mercantil-System, Handelssystem, dasjenige System der Staatswirthschaft, welches, unter Hintansetzung der Landwirthschaft, als Hauptgrundsatz annimmt, der Nationalreichthum bestehe allein in dem edlen Metalle und die Anschaffung und Vermehrung desselben sei der einzige mögliche Weg, ein Volk wohlhabend und reich zu machan; ein System, das zuerst der französische Minister Colbert (s. d.) auf die Bahn brachte und in der Folge in den meisten Ländern nachgeahmt wurde, dessen Unhaltbarkeit aber in der neuern Zeit durch die Physiokraten, namentlich den berühmten Engländer Adam Smith dargelegt worden ist.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremont 1512, studirte zu Löwen besonders Mathematik und machte, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte. Er stand in großer Achtung bei Karl V., erhielt vom Herzog von Jülich den Titel eines Kosmographen, legte sich noch in seinen letzten Lebensjahren auf die Theologie, in welcher Wissenschaft er mehrere Werke schrieb, und starb zu Duisburg 1594. Er stach selbst Globen und Landkarten, die unter dem Titel: **Mercatoris tabulae geographicae**, 1584, Duisburg 1595, erschienen, und noch jetzt ist die von ihm bei den Seekarten 1550 erfundene, sogenannte Mercatorische Projection, nach welcher die Karten mit wachsenden Meridians- aber

unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 benutzten Verbesserungen. Außerdem hat man von ihm noch eine Chronologie vom Anfange der Welt bis zum J. 1568, Köln, 1568, Basel 1577, so wie eine Ausgabe von Ptolemäus geograph. Tafel, 1589. Fol.

Mercier (Louis Sebastian), ein beliebter und bekannter franz. Schriftsteller, geb. 1740. Vor der Revolution Parlamentsadvocat zu Paris, wurde er, da er als Deputirter beim Nationalconvente mit gegen die Begebenheiten des 3. Mai protestirte, 1793 eingekerkert u. kam erst zu Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge Mitglied im Rathe der 500, zeichnete er sich durch Liebe zum Frieden und zur Ordnung aus und wußte durch seine sanfte, gefällige Bildung u. seine Gutmüthigkeit sehr einzunehmen. Sein älteres Gemälde von Paris, zu dem er das neuere (nach der Revolution) noch gesellte, fand, wie dies leicht zu erwarten war, viele Anfeindungen u. Widersprüche; »das Jahr 2440,« das er schon 1772 herausgab, zeichnete sich sehr aus und erregte durch die Bestätigung mehrer in prophetischem Geiste geweissagter Stellen, nachher noch neues Interresse. Auch dramatische Werke von ihm sind gern gesehen worden. In der letztern Zeit fiel er auf sonderbare Grillen und kündigte z. B. der Malerei, als Urheberin des Götzendienstes, Fehde an. Im J. 1801 ließ er aus Scherz die Nachricht von seinem Tode verbreiten, die auch öffentliche Blätter nacherzählten. Sein wirklicher Tod erfogte 1814 zu Paris.

Mercur, eine der vorzüglichsten Gottheiten der Römer, bei den Griechen Hermes, bei den Aegyptiern Thot genannt. Ein Sohn des Jupiter und der Maja, war er der schlaueste und erfindungsreichste unter den Göttern; daher ihm auch eine Menge Erfindungen sowohl, als Intriguen und Diebereien zugeschrieben werden. Er war Unter-

händler und Bote der Götter, besonders des Jupiter; der Gott der Beredtsamkeit und der Kaufmannschaft, Beschützer der öffentlichen Verträge, selbst der Gott der Diebe. Die Straßen stehen ebenfalls unter ihm; endlich führt er auch die Seelen der Verstorbenen nach dem Unterreiche. Eine seiner ausgezeichnetsten Thaten war die Befreiung der Jo von dem hundertäugigen Argus. Er wird übrigens als schöner junger Mann mit Helm und Caduceus, Füße, Helm und Stab geflügelt, auch bisweilen mit dem Geldbeutel in der Hand, als Gott der Kaufleute abgebildet. — Mercurius, in der Astronomie, der kleinste der Planeten, mit weiß glänzendem Lichte, immer nahe bei der Sonne und daher auch nur selten sichtbar. Sein Durchmesser beträgt 1615 geogr. Meilen; seinen Lauf um die Sonne macht er in 87 T., 23 St. 15 Sec. — Mercurius, in der Chemie, bezeichnet das Quecksilber (☿). Daher Mercurial, was von Quecksilber zubereitet wird, z. B. Mercurialmittel, Mercurialsalben ꝛc.

Mercuriale. Am ersten Mittwoch nach den großen Ferien der franz. Parlemente hielten sie eine volle Rathssitzung, um die Mängel in der Rechtspflege und besonders im Geschäftsgange des Gerichts selbst zu besprechen und über die Verbesserung zu beschließen. Den Vortrag hatte, von Sitzung zu Sitzung wechselnd, der erste Präsident und der Generalkronanwald. Vom Tage hießen die Reden Mercurialen, davon Rügen, Verweise.

Mercurialmittel, Mercurialsalze, Mercuria, s. Quecksilber und Quecksilbermittel.

Mercy 1) (Franz von), geb. zu Longwy in Lothringen; trat in die Dienste des Kurfürsten von Baiern und stieg bald durch Muth und militairische Talente zum General. 1643 eroberte er Rotweil und Ueberlingen, nahm 1644 Freiburg und legte dort ein verschanztes Lager an, das der große Condé mit schwächern Kraften 3 Tage

lang stürmte, allein nicht erobern konnte. Nach dem Gefecht zog sich indessen M. zurück, ohne jedoch, obschon von Turenne verfolgt, bedeutenden Verlust zu erleiden. 1645 schlug er Turenne bei Mergentheim, am 3. August 1646 blieb er in der Schlacht bei Nördlingen. 2) (Florimund Claudius, Graf von), Enkel des Vorigen, geboren in Lothringen 1666; nahm östreichische Dienste, wohnte der Vertheidigung von Wien gegen die Türken bei, machte in einem Kürassierregimente den Türkenkrieg mit, ward bei Zenta 1697 Major, gerieth 1701 in französische Gefangenschaft, hatte 1702, ausgewechselt, dasselbe Schicksal bei Cremona, wurde nochmals ausgewechselt, führte ein Regiment an den Rhein, nahm 1705 als Generalmajor die Linien von Pfaffenhofen, befreite 1706 Landau, wurde 1709 im Elsaß bei Rummersheim geschlagen, aber dessen ungeachtet zum Feldmarschall ernannt. 1710 commandirte er gegen die Türken, trug viel zu dem Siege bei Peterwardein bei und nahm ihnen mehrere Städte ab. 1719 ward er Generalcommandant in Sicilien, nahm die liparischen Inseln, gewann die Schlacht von Villafranca, wo er verwundet ward, nahm Messina und Palermo ein und unterwarf ganz Sicilien dem Kaiser. 1734 ward er General en Chef der kaiserlichen Truppen in Italien und blieb in demselben Jahre beim Angriff auf Croisetta. Er war 1720 zum Grafen ernannt worden. Er hatte den Grafen Argenteau, einen Verwandten, adoptirt, der den Namen M. annahm. Von ihm stammte 3) M. d'Argenteau, Graf von, schlug in früher Jugend die diplomatische Laufbahn ein, und war zu Anfang der Revolution östreichischer Gesandter am franz. Hofe, wurde bei der Nationalversammlung angeklagt, Vorsteher eines angeblich östreichischen Comités zu sein, entfernte sich 1790 aus Paris, und begab sich nach Brabant, um, wie man sagte, mit den Seemächten zu unterhandeln, welche dem Hause Oestreich durch alte Verträge die nieder-

ländischen Provinzen garantirt hatten; indessen scheint es der eigentliche Zweck seiner neuen Sendung gewesen zu sein, eine Gegenrevolution in Frankreich zu erregen, und er soll den ersten Grund zum Tractat von Pilnitz gelegt haben; M. wurde kurz darauf als bevollmächtigter Minister an den engl. Hof geschickt; st. zu London 1794.

Mergel, ein inniges, fettes, mürbes Gemenge aus Kalk u. Thon von verschiedener Farbe und Gestalt, gemeiniglich grau, oder auch weiß und gelb, welcher beim Feldbau, hauptsächlich zum Düngen sandiger Aecker gebraucht wird. — Mergel-Erde, eine mit Mergel vermischte Erde; Mergelschiefer, ein mergelartiger Schiefer, oder ein zu einem Schiefer verhärteter Mergel, blau von Farbe. Mergelstein, zu Stein verhärteter Mergel.

Merian, 1) (Matth.) geb. zu Basel 1593; erlernte 1609 zu Zürich die Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu ätzen und erlangte hierin bald eine so große Fertigkeit, daß er an mehrere Orte hin Rufe zu Arbeiten in dieser Art bekam. Er hielt sich längere Zeit zu Paris, in den Niederlanden, in Basel, Augsburg, Stuttgart u. m. a. Orten, am meisten aber zu Frankfurt a. M. auf; st. zu Schwalbach 1651, wurde aber zu Frankfurt begraben. Er hat so eine Menge wegen Genauigkeit und Schärfe noch immer geachteter Arbeiten hinterlassen, daß man kaum begreift, wie ein Menschenleben dazu habe reichen können. Unter mehrern Werken, die er eigen unternahm, um sie mit seinen Kupferabbildungen zu schmücken, ist die Suite von Topographien mehrerer Länder, die er in Verbindung mit M. Zeiller, Frankfurt a. M. 1640, Fol., herausgab, die auch nach s. Tode noch fortgingen u. bis 1688 auf 30 Bde. anwuchsen, wozu 1726 ein Hauptregister erschien, das bekannteste. Außerdem verdienen noch Bemerkung: **Icones biblicae** (lat. u. deutsch), 4 Thle. in 1 Bnd., Straubingen u. Frankfurt a. M. 1525 — 27, quer Fol.; **Historiae sacrae**

vet. et novi test. (lat., deutsch u. holl.), 3 Thle. in 1 Band, Amsterdam o. J., Fol.; Todtenkranz, Frankfurt a. M. 1621, 4., auch 1649 u. 1696, 4.; franz., Bern 1698, 4.; franz. u. deutsch, Basel 1644, auch 56 u. 89, 4. Auch hat er zum Theatrum europaeum und zu mehrern großen geschichtlichen Werken die Abbildungen geliefert. 2) (Matth.), des Vor. Sohn, geb. zu Basel 1621, guter Portraitmaler; auch malte er geschichtliche Gegenstände, Altargemälde ꝛc. 3) (Kaspar), des Vor. Bruder; lernte von seinem Vater die Kupferstecherkunst, setzte das buchhändlerische Geschäft desselben fort und machte sich besonders durch die zu den spätern Bänden der von jenem unternommenen Topographien gelieferten Kupfer verdient. 4) (Maria Sibylla), Tochter von M. 1), geb. zu Frankfurt a. M. 1647); zeigte schon in frühester Jugend einen besondern Hang zur Malerei und erlangte bald in treffenden Abbildungen von naturhistorischen Gegenständen eine solche Kunstfertigkeit, daß sie noch immer in diesem Fache als Muster gilt. 1665 mit dem Architecturmaler Joh. Andr. Graff verheirathet, arbeitete sie, mehrere Jahre mit ihm verbunden, mit dem größten Eifer für ihr Kunstfach, indem sie besonders die Darstellung von Raupen und Schmetterlingen sich zur Aufgabe nahm. Sie zeichnete und malte zuerst alle in der Gegend von Frankfurt a. M. vorkommenden Insecten nach dem Leben; dann setzte sie dies Geschäft in Nürnberg, wohin sie sich mit ihrem Manne begeben hatte, fort, übernahm es aber auch zugleich selbst, sie nach eigener Manier in Kupfer zu stechen. Hieraus entstand folgendes Werk: der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung u. s. w., nach dem Leben abgemalt, in Kupfer gestochen und selbst verlegt von M. S. Graffin, Matthäi Merians d. ä. Tochter, Nürnberg 1679, 4., wozu 1683 ein 2. Theil kam. Beide Theile wurden (Amsterdam 1717) ins Holländische übersetzt und hier

mit einem 3. Theil vermehrt. Diese 3 Theile wurden unter dem Titel: **Erucarum ortus etc.**, Amsterdam (1717), auch lat. übersetzt; die holländische Ausgabe erschien aber mit Zusätzen und Zugaben von Kupfern v. J. Marret; auch eine französische Uebersetzung unter dem Titel: **Histoire des insects etc.**, Amsterdam 1730, gr. Fol. Nach 20 Jahren ihrer Ehe verließ aber die verehelichte Graff ihren Gatten (dessen Namen sie auch auf den übersetzten Ausgaben obigen Werks, wie in ihren spätern Werken, nicht mehr führt, später wurde sie ganz von ihm geschieden) und ging, aus reiner Liebe zu ihrer Kunst, nach Surinam, um dort Insecten und auch Pflanzen nach dem Leben darzustellen, die nachdem sie 1701 von da zurückgekehrt war, durch folgendes Werk öffentlich bekannt wurden: **Metamorphosis insectorum surinamensium** (lat. u. holl.), Amsterdam o. J., Fol.; eine andere Ausg. erschien Amsterd. 1705, gr. Fol. Ihr Tod 1717 verhinderte sie, selbst eine zweite vermehrte Auflage zu besorgen. Dagegen erschien eine solche holländisch, von ihrer Tochter, Doris Maria Henrice, revidirt, Antwerpen 1719, gr. Fol., lat. u. d. Titel: **Dissertatio de generatione insectorum surinam.**, ebend. 1719, auch Paris 1770, u. franz. Haag 1726, gr. Fol., auch Paris 1768. Eine 3. verm. Aufl. erschien franz. u. d. Tit.: **Histoire gen. des insectes de Surinam et de toute l'Europe**, 3 Theile, Paris 1771, gr. Fol. Ein früheres Werk derselben Verfasserin ist: Merians Blumenbuch, 3 Theile, Nürnberg 1680, Fol. (auch mit lat. Titel). 5) (Hans Bernh.), geb. 1723 zu Liechstall im Canton Basel; studirte anfänglich Theologie und lebte einige Zeit zu Amsterdam als Hofmeister in dem Hause des Pensionairs Witt. Durch Bernouilli an Maupertuis empfohlen, ward er zum Mitglied der philosoph. Klasse der berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, wo er sich durch mehrere treffliche Abhandlungen über verschiedene Gegen-

stände der speculativen Philosophie und seinen literar. Kampf gegen König und die Wolfsche Philosophie auszeichnete. Friedrich II. schätzte M. sehr und zog ihn oft in seine Gesellschaft. 1767 wurde er Inspector über das französische Collegium in Berlin, 1770 Director der Klasse der schönen Wissenschaften bei der Akademie, 1772 Studiendirector, und nach Formey's Tode immerwährender Secretair der Akademie. M. st. 1807. Seine Schriften sind, mit wenigen Ausnahmen, die auch einzeln (französisch) im Druck erschienen, in den Jahrbüchern der berliner Akademie enthalten.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine ausgesuchte Wolle), eine in Spanien einheimisch gewordene Schafrace, die von Spanien aus schon in mehrere europäische Länder verpflanzt wurde. Die Merinos zeichnen sich gewöhnlich vor andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle aus. Nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen stammen sie aus Afrika ab. So viel ist gewiß, daß Peter IV. von Castilien arabische Schafheerden nach Spanien kommen ließ, und daß 300 Jahre nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien über 5 Millionen Merinos, die mindestens eine reine Einnahme von 8 Millionen Thaler bringen. Weil diese Schafe fast immer auf den Gebirgen von ganz Spanien weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, während die andern, die eine weit gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist im Ganzen höchst interessant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon, im Winter

(vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, la Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10,000 Stück getheilt, und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück gemacht. Dieser Haufen (Cavagnes) steht unter der Direction eines Oberhirten. Dieser hat 50 Schäfer und eben so viel Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind äußerst schlecht besoldet, denn außer einem geringen Geldlohne bekommen sie Brot und dürfen ein Paar Ziegen mitweiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25,000 Mann, und eben so viel Hunde. Anfangs waren die Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Baiern verpflanzt, wo sie sich sehr gut akklimatisirt haben; auch ist vor einigen Jahren die veredelte Race aus Sachsen nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden. Vergl. Schafzucht. 2) Nennt man Merino ein glatter, geköperter Serge von feinem Gespinnst, der in neuerer Zeit als Handelswaare sehr beliebt worden ist.

Merkel, 1) (Dankegott Emanuel), geb. 1765 zu Schwarzenberg im Erzgebirge; studirte zu Wittenberg Theologie, war von 1788—93 Hauslehrer bei dem Hofrath und Leibarzt Doctor Pohl und st. als Privatgelehrter zu Dresden 1798. Außer mehreren historischen und geographischen Jugendschriften, wie: »Gemeinnütziges Wochenblatt zur Kenntniß der Staaten,« 2. Jahrg., Dresden 1792—93; »Geschichte und Beschreibung der französischen Niederlande ꝛc.,« Leipzig 1794; »Geschichte des russischen Reichs,« 3 Bdchn., ebd.

1795, u. a. m., gab er mit Engelhardt den »Neuen Kinderfreund,« 12 Bdchn., heraus. 2) (Garlieb), aus Liefland gebürtig; als Schriftsteller und Kritiker bekannt durch seine nicht selten sehr derben Züchtigungen mehrerer vorzüglicher Schriftsteller Deutschlands. Besonders zeigte sich M. als Gegner der Schlegel'schen Schule, wodurch er mit Kotzebue in Verbindung kam und mit ihm gemeinschaftlich den »Freimüthigen« herausgab, bald aber für immer mit jenem Schriftsteller zerfiel. Im J. 1806 flüchtete er aus Berlin, wo er mehrere Jahre privatisirte, aus Furcht vor den Franzosen nach Königsberg und späterhin nach Riga, wo er Herausgeber einer Zeitung ward. Nach dem Sturze Napoleons erschien er wieder in Deutschland und gab in Berlin mit Gubitz eine Zeitung unter dem Titel: »Der alte Freimüthige,« heraus, die indeß bald ins Stocken gerieth. 1817 kehrte er wieder nach Rußland zurück, von wo er das Jahr darauf in Offenbach 2 Bdchn.: »Ueber Deutschland, wie ich es nach einer 10jährigen Entfernung wiederfand,« erscheinen ließ; schrieb außerdem: »Versuche über die Dichtkunst,« Riga 1794; »Die Rückkehr ins Vaterland,« Berlin 1799; »Erzählungen,« ebend. 1800; »Briefe über Hamburg und Lübeck,« Leipzig 1800, u. m. in Almanachs und Zeitschriften. M. st. 1819.

Merlin, eigentl. Merdhin-Emrys genannt, in den Volkssagen der Engländer, vornehmlich der Einwohner der Landschaft Wales, ein großer Zauberer und Prophet, der im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelebt haben soll. Er war der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England; als seinen Geburtsort giebt man die Stadt Vaer-Merlin im westlichen Theile von Wales an. Sein Vater unterrichtete ihn in allen Wissenschaften und lehrte ihn die Wunder verrichten, die die Sage ihm zuschreibt. Durch seine außerordentliche Gelehrsamkeit, seine Weissagungsgaben und seine Zauber-

kunst erlangte er ein hohes Ansehen; vier englische Könige, zuletzt Arthus, der Stifter der Tafelrunde, machten ihn zu ihrem Rathgeber und Freund. Ausführlich von Merlin handeln die »**Histoire de Merlin et de ses prophéties,**« und die »**Vita di Merlino,**« Venedig.

Meroë (*Μερόη*, bibl. Geogr.), 1) alter, blühender Staat im Innern Aethiopiens, auf einer Nilinsel, oder vielmehr Nilhalbinsel, nach Plinius und Diodoros Sic. 3000 Stadien lang und 1000 Stadien breit, am Einfall des Astaboras (jetzt Tagazzi) in den Nil. Nach Herodot war M. von einem Negervolk bewohnt, die Verfassung war hierarchisch, und die Könige wurden bis auf Ergamenes (300 J. v. Chr.), aus der Priesterkaste gewählt. Dieser König ermordete nämlich die Priester im goldenen Tempel und machte sich frei. Von M. gingen die Colonien nach Nieder-Aegypten, Theben, in die Oase des Jupiter Ammon aus, und die Priesterkaste daselbst, weißer als die übrigen Aegypter, scheint von Indien aus gestiftet worden zu sein. Die Einw. trieben starken Karavanenhandel nach Aegypten und Afrika (Psalm 32, 10). Noch jetzt heißt die Insel Selim el Assounays M.; sie liegt in Dongala, und es finden sich dort mehrere Alterthümer, 3 Gruppen Pyramiden, gegen 80 Stück, jede mit einem Vorbau und mit Hieroglyphen. Cailliaud und in neuerer Zeit Ehrenberg und Hemprich haben sich um die Untersuchung M.s Verdienst erworben. 2) Hauptstadt dieses Landes; nach Josephos früher Saba und erst seit Kambyses M. genannt.

Merope, 1) Tochter des Atlas, Plejade, Gemahlin des Sisyphos, von diesem Mutter des Glaukos, die einzige ihrer Schwestern, die einem Sterblichen vermählt war; darum tritt ein Stern in den Plejaden verschämt zurück. 2) Schwester Phaëthons. 3) Tochter Oenopions (vgl. Orion). 4) Gemahlin des Megareus, Mutter des

Hippomenes. 5) Tochter des arkadischen Königs Kypselos, an den Herakliden Kresphontes, König in Messenien, vermählt und von ihm Mutter mehrerer Kinder, deren jüngstes Aepytos war. Verschworene tödteten Kresphontes mit seinen Kindern, außer diesem, welchen M. rettete. Polyphontes, Kresphontes Bruder, nahm den Thron ein, zwang M., sich mit ihm zu vermählen, und setzte auf des Aepytos Kopf einen Preis. Als Jüngling kam dieser selbst nach Messene. M. erkannte den Sohn nicht, sondern hielt ihn für den Mörder desselben und wollte ihn tödten. Allein ein Vertrauter entdeckte den Irrthum, und Mutter und Sohn nahmen nun Rache an dem Mörder des Vaters und der Brüder. Diesen Stoff benutzte Voltaire zu seinem Drama M.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (van der), Anführer der brabantischen Patrioten bei den Unruhen in den Niederlanden im Jahre 1789, ward zu Menin geboren. Er eröffnete seine kriegerische Laufbahn in franz. und dann in österreich. Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit bis zum Ausbruche der Unruhen in Flandern im Jahre 1789, wo er sich sogleich an die mit Oesterreichs Verwaltung Unzufriedenen anschloß. Die Achtung, in der er als Mensch und als Krieger bei seinen Mitbürgern stand, machte, daß man ihn zum Anführer des in der Eile zusammengerafften Haufens Truppen erwählte, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. Mit diesen schlecht bewaffneten und größtentheils völlig undisciplinirten Truppen rückte er nach Brabant vor, und erhob den Muth seiner Partei in einem bei Hoogstraaten über die Oesterreicher erfochtenen Sieg. Bald darauf lockte er den kaiserlichen General Schröder in und um Türnhout, wo die ganze zahlreiche Artillerie und Bagage der

Feinde in seine Hände fiel. Nachdem er hierauf Gent und Brüssel eingenommen, erhoben ihn seine Landsleute aus Dankbarkeit zum General en Chef der sämmtlichen belgischen Truppen. Doch die Sache der belgischen Freiheit wurde von nun an in ihrem Fortgange gehemmt durch den Einfluß des van der Noot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten, welchen jene Männer nur dazu benutzten, um van der Mersch um das Vertrauen und die Liebe des Volks zu bringen, und ihn vom Commando zu entfernen. Und dies gelang ihnen auch. Van der Mersch ward festgenommen, vor Gericht gestellt, und obgleich man ihm nichts beweisen konnte, dennoch nach der Citadelle von Antwerpen geschickt, wo er auch so lange blieb, bis die Oesterreicher das durch Verrath und Zwietracht zerrissene Land wieder besetzten. Van der Mersch starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Landgute bei Menin. Die Behauptung, daß man ihm Gift beigebracht, ist ungegründet.

Merseburg an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, sonst eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, jetzt Sitz der Regierung des Bezirks gl. N. im preuß. Herzogthume Sachsen, enthält 880 H. mit 8300 Ew. Die Stadt ist alt und schlecht gebaut, hat ein gutes Gymnasium, ein Hebammeninstitut, mehrere fromme Anstalten und einige Fabriken. Das merseburger Bier wird weit versandt. In der Vorstadt Altenburg ist eine königl. Stuterei. Die Domkirche hat 4 schöne Thürme und eine der größten Orgeln; in ihr liegt der Bischof Ditmar (st. 1018), einer der trefflichsten Geschichtschreiber des Mittelalters, begraben. Das Domcapitel wurde vom Kaiser Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Kurfürsten von Sachsen administrirt. Die Herzöge von Sachsen-Merseburg starben aus 1738.

Mesmer (Friedrich Anton), geb. 1734 zu Weil, unweit

Stein am Rhein; ein in der Geschichte des Magnetismus im verflossenen Jahrh. bekannt gewordener Arzt zu Wien. Als Augenzeuge hatte er mehrere Curen des berüchtigten Gaßner beobachtet und, die Kräfte des mineralischen und animalischen Magnetismus in der Heilkunde empfehlend, suchte er die schon von Paracelsus, Kircher u. m. vorgenommene Heilart mit dem Magnet wieder hervor und verschaffte sich bei Vielen das Ansehn als Wunderthäter, bekam aber 1776 vom Erzbischofe zu Wien die Weisung, die Stadt zu verlassen; er ging nach Paris. Hier fehlte es weder an reichen Müßiggängern, noch an kränkelnden Frauenzimmern, bei denen er eine reiche Ernte fand. Er errichtete 1777 ein sogenanntes magnetisches Bacquet und erhielt einen außerordentlichen Zulauf und Beifall, den er mehrere Jahre zu behaupten wußte, bis endlich 1784 die medicinische Facultät zu Paris die Nichtigkeit seiner Wissenschaft darthat, worauf er sich zurückzog, um von seinen gesammelten Schätzen in Ruhe zu leben. Seit 1798 lebte er nahe bei Paris auf dem Lande und starb zu Mörsburg am Bodensee 1815.

Mesopotamien, d. i. Land zwischen den Flüssen, nannten die Griechen (El-Dschesira od. die Insel, bei den Arabern) die große vom Euphrat u. Tigris eingeschlossene Landschaft, im Norden vom Taurus- und Masius-Gebirge begrenzt. Der nördliche Theil war gebirgig, hatte gute Viehweiden und producirte viel Getreide und Wein; der südliche war eine ebene, dürre Sandwüste. Die Bewohner theilten sich in Ackerleute und Hirtenvölker. Anfangs gehörten sie zum Nimrodschen Reiche; um 2000 vor Chr. breitete ihr König Kusan Rischataim seine Herrschaft über den Euphrat aus, und die schon in Palästina ansässigen Israeliten mußten ihnen 8 Jahre lang Tribut entrichten. Ums Jahr 790 v. Chr., als die assyrische Monarchie ihre höchste Blüthe erreicht hatte, machte Mesopotamien einen Theil der-

selben aus, und ward in der Folge in alle Schicksale, welche sie erlebte, verflochten. Im Jahre 106 nach Chr. eroberte es Kaiser Trajan, aber es blieb nicht lange im Besitze der Römer, denen es die Perser entrissen. 651 ward es eine Beute der Araber und 1040 mußte es sich unter das Joch dee Seldschuken beugen. 1218 eroberte es Dschingis-Chan; 1360 fiel es in die Hände Tur-Ali-Beg's, der daraus eine eigene Dynastie bildete, die 1400 Tamerlan wieder vernichtete. 1514 vereinigte es Ismael Sophi mit dem persischen Reiche; aber 40 Jahre später mußten schon die Perser die Hälfte des Landes den Türken abtreten, die sie jedoch 1613 wieder erorberten, nach 24 Jahren indeß dem Großherrn Amurad IV. nebst noch andern Provinzen überlassen mußten. Im Alterthum blühten hier die Städte: Charran, Zoba, Antiochia, Mygdonia, Singara u. a. Die Größe des Landes beträgt ungefähr 1700 QM.

Messa di voce, ital. (=wodsche), in der Tonkunst, besonders der Singekunst, das allmälige Anschwellen und Verhallen der Töne. Es wird so bezeichnet: <>, oder auch nur <

Messalianer (a. d. Syrischen), oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthusiasten und Pneumatiker (Geistliche, wie sie sich selbst nannten), hießen die Glieder einer ketzerischen Secte in der alten Kirche. Sie sollen zu den Zeiten der Kaiser Constantin, Valentinian und Valens entstanden sein, und sich zuerst in Mesopotamien und zu Edessa in Arabien gezeigt haben. Was ihre Irrthümer betrifft, so glaubten sie, daß die ganze Uebung des Christenthums im Gebete bestünde, und daß dieses alle guten Werke in sich begriffe. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln, und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit. Sie rühmten sich dabei göttlicher Gesichte und Offenbarungen. Ungeachtet der Verfolgungen, die sie von Seiten der Kaiser und Bischöfe er-

fuhren, erhielten sich die Messalianer, obwohl nicht zahlreich, bis zum Ende des 7. Jahrh. Mit ihnen sind nicht zu verwechseln die neuen Messalianer, die den Paulicianern näher verwandt sind.

Messalina (Valeria), ein Ungeheuer in der Unzucht, Tochter der Marcella, der Gemahlin des Consuls M. Val. Messala, der Tochter der Octavia, Augustus Schwester, C. Marcellus Gemahlin. Sie war des Kaisers Claudius 3. Gemahlin, dem sie die Octavia und den Cäsar Claudius Tiberius Germanicus gebar. Sie beherrschte ihren Gemahl umschränkt, bewirkte die Hinrichtung vieler vornehmen Römer, sogar der Julia, des Kaisers Nichte, vermählte sich endlich, ohne vom Kaiser verstoßen zu sein, mit dem jungen schönen Silius, ward aber auf des Narcissus Betrieb mit des Kaisers Erlaubniß 46 n. Chr. hingerichtet.

Messe (lat. **missa**), ist eigentl. die Entlassung derer, welche nicht am Abendmahle Theil nehmen wollen, und welchen anfangs, wo nur die Communicanten bei dieser Feier zugegen bleiben durften, allemal zugerufen wurde: »**Ite, missa est**« (näml. **ecclesia** – : Gehet! die Versammlung ist entlassen); daher nun auch in der kathol. Kirche das Meßopfer, wo der Priester die Hostie weiht oder in den Leib Christi verwandelt und genießt, so genannt wird. Messe wird nun überhaupt auch für Gottesdienst genommen (daher Messe lesen: den Gottesdienst durch Ablesung vorgeschriebener Formulare halten), und weil ehedem bei Gelegenheit feierlicher Kirchmessen gewöhnlich viel Menschen zusammen kamen, so gab dies Gelegenheit zu vielem Verkehr und Handel, und so entstanden Jahrmärkte, an größeren Orten Messen genannt. Große Messe, s. Hochamt. Handmesse heißt eine solche Messe, die täglich gelesen wird, u. wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt. Heilige Geistmesse, wo bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen der heil.

Geist durch den Gesang: »Veni creator spiritus,« um Erleuchtung angefleht wird. Seelenmesse, diejenige, welche für die Ruhe der Verstorbenen und ihre Befreiung aus dem Fegefeuer gehalten wird, s. Requiem. Stille Messe, wo (ohne Beistand des Diakonus und Subdiakonus) die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden. Trockene Messe, wo keine Consecration vorgenommen wird.

Messenien (Messenia), 1) (a. Geogr.), machte in den frühesten Zeiten, wo es von Lelegern, mit eingewanderten Achäern frühzeitig verschwägert, bewohnt wurde, kein für sich bestehendes Land aus, sondern der östliche Theil gehörte zu Lakonika, der westl. zu Pylos, über den südwestl. ist man ungewiß. So zu Homers Zeit. Die Sage nennt nun Prieres, dessen Söhne, Aphareus und Leukippos, jenes Söhne Idas und Lynkeus, dann Neleus und Nestor als Herrscher in M. Aber erst nach dem Einfalle der Herakliden bildete sich ein eignes Reich, das die 10 geogr. Meilen lange Südwestseite des Peloponnesos, die West- und Nordseite mit einem kleinen Theile der Ostseite des messenischen Busens einnahm und gegen O. im innern Lande Lakoniens durch einen Theil der aus dem Berge Lakaios bis zum Vorgebirge Tänarion sich gegen S. ziehenden Bergkette, und den kleinen Pamisos getrennt, südl. u. westl. vom jonischen Meere, nördl. von Arkadien und Elis begrenzt wurde. Flächeninhalt: gegen 50 geogr. QM. Das ganze Land ward durch eine große Bergkette in die größere, nordwestliche, und die kleinere, südwestliche, zerschnitten. Die alte Hauptstadt war Andania, hernach Stenykleros, seit 369 v. Chr. aber Messene, nördlich zwischen den Bergen Eva und Ithome, am Flusse Pamisos, von Epaminondas nach der Schlacht bei Leuktra angelegt, mit dem Bergschlosse Ithome. Die Quellen Arsinoe und Klepsydra gaben ihr Wasser; jetzt Mawra Matia. Eira war Grenz-

festung gegen Arkadien und Elis, an der Neda. Hafenstädte: Korone, Asine, Methone und nördl. Pylon messeniakon. 2) (Gesch.) Das Land fiel beim Einfalle der Herakliden dem Kresphontes zu, der Stenykleros anlegte. Doch war die Staatsverfassung, nach dorischer Anlage, mehr aristokratisch als demokratisch; ein Ephoros leitete die wichtigsten Geschäfte. Bald aber ward das Land die Beute Sparta's. Epaminondas aber sammelte die alten zerstreuten Einwohner und erbaute Messene, als Vormauer gegen Sparta, neu. M. bekam eine neue Verfassung, ohne jedoch von den Spartanern als frei und unabhängig anerkannt zu werden. In der Folge schlossen die Messenier sich an Makedonien an; sie traten in den achäischen Bund, zeigten sich aber bald wieder als Gegner desselben, kamen unter die Römer und gingen geschichtlich unter. 3) (n. Geogr.) Landschaft in Morea, bildet in Neu-Griechenland 2 Departements: a) Ober-Messenien, mit den Provinzen: Arkadia, Navarin, Modon, Koron; b) Nieder-Messenien mit den Provinzen: Kalamata, Nisi, Emblakia, Leondari, Klein- und West-Maina, und war unter türkischer Herrschaft getheilt in die Cantons: Arkadia, Navarin, Modon, Koron, Nisi, Andrussa, Leondari, Karitene.

Messerschmid (Franz Xaver), Bildhauer, geb. den 20. August 1732 zu Wiesensteig im Würtembergischen; bildete sich in der k. k. Kunstakademie zu Wien als Bildhauer, ging 1764 nach Rom, schlug einen Ruf nach Paris aus und wurde als Professor an der k. k. Kunstakademie zu Wien angestellt, legte jedoch bald diese Professur nieder, schlug die Pension aus und lebte in Wiesensteig. Bald darauf wurde er als Hofbildhauer in München angestellt, blieb dort nur ½ Jahr, schlug einen Ruf nach Berlin aus, lebte in Wien und Preßburg, wo er 1784 starb. Seine vortreffliche Sammlung von Charakterbüsten kaufte der jüdische Großhändler Baruch, der sie an

einen polnischen Juden versetzte; dieser verpfändete sie einem Privatmanne, welcher sie im Prater öffentlich sehen ließ. Endlich kam die Sammlung in die Hände des gegenwärtigen Besitzers, Namens Bauer (im rothen Hause bei der Alstercaserne in Wien).

Meßgewand, dasjenige Gewand, welches der Messe haltende Priester besonders noch umnimmt und das aus einem, an beiden Seiten offenen, nur bis an das Knie gehenden Gewande, ohne Aermel, und meistens von reichem Zeuge und gestickt, besteht. Auch in protestant. Kirchen waren dergl. sonst sehr häufig gebräuchlich; jetzt sind sie es nur an wenigen Orten.

Messias (hebr.), der Gesalbte; bekanntermaßen das Beiwort des Erlösers, welchen die Juden jetzt noch erwarten. Daher messianisch, welches man bisweilen statt christlich braucht. Der Messianismus, die Würde des Messias; die Lehre von demselben. Die Messiade, das berühmte Gedicht auf die Geschichte des Messias, von Klopstock.

Messidor, die Benennung des Erntemonats in dem neu franzós. (jedoch wieder abgeschafften) Kalender, welcher vom 19. Juni bis 18. Juli gerechnet wurde.

Messier (Charles), Astronom, geb. zu Badauville in Lothringen den 26. Juni 1730. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Paris und wandte den Fleiß seines ganzen Lebens auf die Beobachtung der Bahnen der Kometen, deren er eine zahllose Menge entdeckte. So war er auch Einer der Ersten, welcher den von Halley für 1759 angekündigten Kometen auffand und den neuentdeckten Planeten Uranus sorgfältig verfolgte. Ueberhaupt entdeckte er eine Menge Irrsterne. In seinem Privatleben war M. einfach, gutmüthig und heiter bei fast stets beschränkten Umständen. Wegen seiner Vorliebe, die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn seine Freunde

scherzweise: **le furet de comète.** M.s Leistungen erregen Erstaunen, wenn man bedenkt, daß, bei der Beschränkung seiner Mittel, ein Teleskop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Durch sein ungemein scharfes Auge entdeckte er gewöhnlich früher als andere Astronomen die aufgesuchten Gegenstände. In Berechnungen war er weniger geübt als im Beobachten; auch widmete er sich letzterm ausschließend. Vor dem Ausbruche der Revolution hatte er durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel zerbrochen, daher mußte er über ein Jahr alle Arbeiten einstellen. Erst in den spätern Jahren seines Lebens fand er Anerkennung seiner Verdienste; er ward in alle europäische Akademien aufgenommen, kam mit gutem Gehalte als Mitglied ins Institut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb den 12. April 1817 in seinem 86. Jahre. Was von ihm im Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in der »**Connaissance des temps.**«

Messina, 1) Intendanz auf der Insel Sicilien; 69½ QM. groß, mit 239,800 Ew. 2) Hauptstadt darin, im Val Demona, an der Meerenge oder dem Faro di Messina, und an einem Meerbusen, mit einem Hafen, Citadelle, 6 Forts, 9000 H. 44,700 Ew. Sitz eines Erzbischofs, Seidenmanufakturen, Seehandel mit Getreide, Oel, Südfrüchten u. a. Jährlich eine Messe.

Messing (lat. **aurichalcum**), das aus Kupfer und Zinkerz (gemeiniglich Galmei) zubereitete, mit Kohlenstaub vereinigte gelbe Metall. Die Anstalt, wo es gefertigt wird, heißt Messingbrennerei, Messinghütte. Messinghammer, wo es vermittelst großer, vom Wasser getriebener Hämmer zubereitet wird.

Meßkatalog (Leipziger). Als die Büchermessen in Frank-

furt a. M. der Hauptsitz des Buchhandels wurden, kam der Augsburger Buchhändler Willer 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andere Buchhändler, sowohl in Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willer'sche, welches man noch 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1564 — 92 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang bis 1616 unter kaiserl. Privilegium, bei Albr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an seinen Sohn, Gottfr. Große, nach dessen Tode an Gottfrds. Sohn, Joh. Große und endlich an Joh. Große's Erben kam, von welchen der Katalog auf die Weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht, u. statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. In dieser Art erscheinen regelmäßig vor jeder leipziger Ostermesse und vor jeder Michaelismesse, die aber als Büchermesse nicht mehr in Betracht kommt, M.e. Es wird auf sie in literarischer Hinsicht ein größerer Werth gelegt, als sie verdienen; man gibt gewöhnlich aus ihnen Uebersichten der Zu- oder Abnahme der neuesten Bibliographie nach wissenschaftlichen Fächern, Orten, Handlungen u. s. w. Allein sie sind bes. darum höchst unzuverlässig, weil viele Werke, deren Titel zur Aufnahme in den M. eingesendet werden, nicht, oder später erscheinen, andere in den Buchhandel gelangen, ohne in den M. vorher aufgenommen zu sein. Besser leiten den Li-

terator die seit 1797 halbjährlich im Julius u. December regelmäßig in der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig erscheinenden Kataloge wirklich in den Buchhandel gelangter Schriften (auch Landkarten, Vorschriften, Zeichen- und Stickbücher, von Spielen, Kupfern und Steindrücken), der in seinem Fortgange eine immer größere Vollendung erhalten hat, auch Preise, und in neuerer Zeit Bogenzahl, andeutet, dabei mehrere willkommene Nachweisungen enthält; er wird gegenwärtig in 14,000 Exemplaren abgedruckt.

Mestizen, (span. **Mestizos**, von dem lat. **mixtus**, was von vermischter Raçe ist) nennt man in Südamerika und Westindien Diejenigen, welche von einem europäischen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die 3 Classe der Bewohner des span. Amerika's aus.

Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper. Sie sind undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektrische Fluidum, sind im Wasser unauflöslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulverige Massen, d. i. Oxyde, und bilden, auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. i. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder

endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Eintheilung: A. nach Berzelius: a) Radicale der Alkalien und Erden, s. Metalloide; b) Radicale der eigentlich sogenannten M.; aa) elektronegative, die in Verbindung mit Sauerstoff eine größere Neigung haben, Säuren, als Salzbasen zu bilden: (Selen), Arsenik, Chrom, Molybdän, Wolfram, Spießglanz, Tellur, Tantal, Titan, Osmium, Gold; bb) elektropositive M., die mit Sauerstoff vorzugsweise Salzbasen bilden: Platin, Iridium, Rhodium, Palladium, Silber, Quecksilber, Kupfer, Wismuth, Zinn, Blei, Kadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen, Mangan, Cerium, Uran. B. Nach ihrer Oxydations-Fähigkeit: a) edle M., welche weder in niederer noch hoher Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren, durch starke Säuren dargestellte Oxyde für sich reducirbar sind: Platin, Gold, Silber, Palladium, Rhodium, Iridium; b) Uebergangs-M., die bei hoher Temperatur, wiewohl langsam, oxydiren: Nickel, Osmium, Quecksilber; c) gemeine M., die bei jeder Temperatur an der Luft leicht oxydiren und ohne Reductionsmittel nicht wieder hergestellt werden können; aa) M. die durch Oxydation nicht Säuren bilden: α) höchst strengflüssige: Titan, Cerer, Tantal, Wolfram, Uran, Mangan; β) in der Weißglühhitze schmelzende M.: Kobalt, Eisen, Kupfer; γ) leicht flüssige; αα) nicht flüchtige: Zinn, Blei; ββ) flüchtige: Tellur, Spießglanz, Wismuth, Zink, Kadmium; bb) die durch Oxydation Säuren bilden: α) flüchtige: Arsenik; β) strengflüssige: Chrom, Molybdän. Ihrer specifischen Schwere nach folgen sich die M. in absteigender Reihe in nachstehender Ordnung: Platin (21,74 geschmiedet, 20,98 geschmolzen), Gold (19,6 gehämmert), Iridium (18,68), Wolfram (17,06), Quecksilber (13,368), Palladium (12,14), Blei (11,388 gehämmert), Rhodium (etwas über 11,6), Silber (10,570 gehämmert), Wismuth (9,823), Uran (9,0), Kupfer (8,876), Kobalt

(8,700), Kadmium (8,69), Nickel (8,666 geschmiedet), Molybdän (8,6), Arsenik (8,31), Mangan (8,013), Eisen (8,0 stark geschmiedet), Zinn (7,470 gehämmert), Zink (6,861), Spießglanz (6,720), Tellur (6,343 zweimal geschmolzen), Chrom (5,9). Selen, das gewöhnlich ausgeschlossen bleibt, macht auch seiner geringen Schwere wegen (4,32) einen Uebergang zu den Metalloiden. Doch weichen auch die Angaben Anderer bei einigen M.n in Etwas ab; die 4 M. Osmium, Titan, Cerium u. Tantal sind noch nicht so genau bestimmt, daß sie in dieser Reihe gehörigen Orts eingefügt werden könnten.

Metalliques heißen diejenigen österreich. Staatspapiere, welche auf Convent.-Münze gestellt sind und auch so verzinset werden, im Gegensatze von denjenigen, welche bloß auf Papiergeld lauten. Es gibt auch russische M., welche auf Silberrubel gestellt sind.

Metallmohr, moire métallique, oder bei den Engländern verkrystallisirtes Zinn genannt, entsteht aus der natürlichen Fügung des Zinns beim Erkalten. Wenn man ein Stück Blech von Neuem verzinnt, oder die Oberfläche eines verzinnten Bleches schmelzt, so wird sich der Mohr auf verschiedene Weise zeigen, je nachdem die Abkühlung langsamer oder schneller vor sich gegangen ist; im ersten Falle werden die Figuren größer, gleichförmiger und öfters regelmäßig krystallinisch erscheinen, im letztern werden mehrere kleine, gemischte Figuren, ohne bestimmte Form entstehen. Das schillernde Licht oder die verschiedene Brechung des Lichts entsteht durch die beim Beizen von den Auflösungsmitteln ungleich angegriffenen, daher ungleich rauhen, freiliegenden Flächen der Krystalle. Uebrigens wird der Metallmohr anders erscheinen, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen vermischt ist. Der erste, welcher die so gezeichneten Bleche benutzte und sie moire métallique nannte, war ein Franzose in Brüssel. Die Erfindung ward dann in London und von Allard in Paris

1818 verbessert. Das sogenannte Moirépapier, worauf ein Engländer das Patent erhalten hat, ist feine Zinnfolie, auf Papier geklebt.

Metallnadeln, s. Perkinismus.

Metalloide, 1) (Chem.), die von Davy und andern Chemikern entdeckten, durch Zerlegung mittelst des Galvanismus, oder mittelst heftigen Glühens mit Eisenfeile, aus den Kalien und Erden darzustellenden metallischen Grundlagen, von den neuern Chemikern zu den wahren Metallen, mit denen sie Vieles gemein haben, gerechnet; treten mit andern Metallen durch Amalgation in Verbindung, vereinigen sich mit dem Schwefel, sind sehr leicht (unter 4,5 Schwere), beharren nur sehr kurze Zeit an der Luft in ihrer metallischen Form, werden sehr bald durch Aufnahme von Sauerstoff wieder zu Kalien oder Erden, kommen in der Natur stets mit Sauerstoff verbunden vor und sind brennbarer als die eigentlichen Metalle. Bekannt sind: a) als alkalische M., und zwar aa) als brennbarste, die bei Verbrennen in Sauerstoffgas Oxyde bilden, welche in Wasser leicht auflöslich sind und sich von dem Ammonium (worin man auch eine, jedoch nicht nachweisbare, metallische Substanz hat geltend machen wollen) nur dadurch unterscheiden, daß sie starr und ziemlich feuerfest sind, das Kalium, Natrum, Lithium, und bb) als minder brennbare, welche mit dem Sauerstoffe erdartige, vom Wasser nicht leicht lösbare Zusammensetzungen bilden, Barytium, Strontium, Calcium (Kalkmetall), Magnesium; b) als erdige M.: Alumium, Beryllium, Yttrium, Zirkonium, unter welche Döbereiner zwischen Silicium und Aluminum auch noch das Tantalum anfügt; Silicium und Thorium, welche sonst auch noch hierher gerechnet wurden, sind als M. aufgegeben. 2) Nach Berzelius: einfache, nicht metallische, brennbare Körper: Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Boron.

Metalloxyde (Chem.), Verbindungen der Metalle mit

Sauerstoff, in verschiedenen Verhältnissen möglich; bei manchen Metallen schon durch die Einwirkung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, des Wassers, bei anderen durch Säuren, salpetersaure und oxydirt-salzsaure Salze durch Elektricität herzustellen; strengflüssiger und feuerbeständiger als ihre Metalle, von ihnen auch in Hinsicht der Farbe auf mannigfaltige Weise und durch ein glanzloses, mehr erdartiges Ansehen abweichend; an absolutem Gewicht sind sie immer den Metallen, mit denen sie sich bilden, bedeutend überlegen, an specifischer Schwere aber stehen sie ihnen nach; zum Theil werden sie bloß durch strenge Glühhitze, gewöhnlich aber durch Zusatz von Reductionsmitteln, besonders Kohlenstoff, sonst auch Wasserstoff, Schwefel u. a. Metalle, vom Sauerstoff getrennt und zur metallischen Form zurückgebracht; zum Theil lassen sie sich für sich, zum Theil mit Kiesel und Kali zu Glas von verschiedenen Farben schmelzen, verbinden sich auch chemisch nur mit oxydirten Körpern und bilden mit Säuren Salze.

Metalreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie, metallurgische Chemie, heißt derjenige Theil der Chemie, welcher die Lehre von den Verbindungen und Scheidungen der Metalle vorträgt. — Metallurgische Probirkunde oder metallurgische Hüttenkunde ist die Anwendung der metallurgischen Grundsätze auf die Ausscheidung der Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen.

Metapher, eigentl. die Uebertragung; in der Redekunst die Uebertragung eines Begriffes auf ein Wort von anderer Bedeutung, oder die Bezeichnung eines Begriffs durch einen Ausdruck, der einen andern ähnlichen Gegenstand zu erkennen gibt: z. B. der Verstand ist das Auge der Seele; die Fittige des Windes ꝛc. Es ist eine Art Allegorie, von welcher aber die Sprachlehrer sie unterschieden wissen

wollen. — Metaphorisch, bildlich, eine Metapher enthaltend, verblümt.

Metaphrase, die Uebersetzung eines Gedichts in Prosa.

Metaphysik (v. gr., Phil.), eine lange Zeit hindurch für einen Haupttheil der theoretischen Philosophie erachtete Wissenschaft, die jedoch eine eben so schwankende Grundlage hat, als die Vorstellung von dem darunter Befaßten bis auf die neueste Zeit in den philosophischen Schulen eine sehr abweichende war. Unter den Aristotelischen Schriften über Naturgegenstände finden sich auch mehrere, die die Grundursachen alles Seins zum besondern Gegenstande haben. Als man die einzelnen Schriften des Aristoteles ordnete, mögen letztere wohl zunächst hinter den physischen Schriften ihre Stelle erhalten haben, und da sie einzeln noch keinen besondern Titel hatten, bezeichnete man sie in den ältesten Handschriften als μετὰ τὰ φυσικά, d. i. Beifugen zu den physischen Schriften. Hieraus wurde erst im Mittelalter das, sowohl der griechischen als der lateinischen Sprache fremde Wort M. gebildet. Schon das, was in den gedachten Aristotelischen Schriften vorgetragen ist, ist ohne innern Zusammenhang und Consequenz; größtentheils stellt auch ihr Verfasser darin nur das auf, was frühere Philosophen über Gegenstände, die außerhalb des Kreises der sinnlichen Beobachtung liegen, ausgesprochen hatten, und deutet häufig nur darauf hin, was zu suchen ist, ohne zu erklären, daß es gefunden sei. Bei dem Ansehn, welches Aristoteles in den Schulen der folgenden Zeitalter erhielt, konnte es nun nicht fehlen, daß man aus seinen Lehrsätzen, in denen er eigentlich nur Verstandeslogik auch auf übersinnliche Gegenstände anzuwenden suchte, so wie aus seinen Andeutungen, welche Wege man noch einzuschlagen habe, um Erkenntnißprincipien zu erhalten, ein zusammenhängendes System, das der Naturwissenschaft zu einem festen Kanon diente, zu begründen

suchte. Hierhin war schon das Bemühen der ältern Commentatoren des Aristoteles gerichtet; indessen wurde M. als eigentliche Wissenschaft erst von den Scholastikern des Mittelalters (Thomas von Aquino, Duns Scotus, W. von Occam u. a.) ausgebildet und schlug um so tiefer Wurzeln je mehr alle übrigen Wissenschaften als Geistesblüthen einer frühern Cultur in Vergessenheit gekommen waren, oder doch vernachlässigt wurden. Seit Wolf, der ihr die wissenschaftliche Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Kosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisteslehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seins aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen, setzte jedoch an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie, sei nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung sein können. Die Ideen aber seien Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sei aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, mit einem Resultate doch nicht beruhigen, welches die Erfahrungserkenntniß für das Gewisseste hält, und es traten daher bald nach Kant viele methaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphysik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen trach-

teten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens und die Uebereinstimmung des Bewußtseins mit sich selbst im Wissen als die Grundforderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysischen Ansichten und Systeme sein mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist, so beweist dies doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus versinken würden. Uebrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit erschöpft, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes aber ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit ist dem flachen Weltmanne, dem trägen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weshalb Jener die Metaphysik als dem Staate u. der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie in Frankreich unter dem Namen der Ideologie geschehen, Letztere sie oft als eine unnütze Grübelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfordert werden, so hat auch hierdurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabenen mit Recht erhalten.

Metastase, in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) hieß eigentlich Trapassi, und war 1698 zu Assisi, als der Sohn eines gemeinen Soldaten, geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte

sich früh, besonders durch die Lectüre des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi ins Griechische übersetzend, Metastasio und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen. Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt ganz seiner Neigung für die Poesie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Romanina (nachh. Bulgarelli), ward er der Schöpfer des neuern ital. Singspiels. Schon in seinem 14. J. hatte er eine Oper: »il giustino,« geschrieben. Mit der »Didone abbandonata,« welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geschenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang liebgewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Karl der VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten. Er starb im Jahre 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern und musikalischen Cantaten, die in mehreren Aus-

gaben erschienen sind. Schon 1748 kamen die dramat. Opern in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 14 Bdn. u. 1778 in 12 Bdn. zu Paris u. seine »Opere postume,« Wien 1795, 3 Bde.

Metellus, eine bedeutende Familie Roms, mit dem Familiennamen Cäcilius, von der sich vorzüglich auszeichneten: 1) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Macedonicus, tapferer, kluger, verschwiegener Feldherr; besiegte als Prätor Andriskos bei Pydna in Makedonien und, als dieser nach Thrakien geflohen, daselbst abermals, worauf er ihn von den Thrakiern ausgeliefert erhielt und, nach Demüthigung des achäischen Bundes, Makedonien zur römischen Provinz machte, weshalb er triumphirte und jenen Beinamen erhielt. 143 Consul geworden, trieb er den Viriatus zurück, bezwang die Arevacer und machte sich bald zum Meister von ganz Hispanien. Neid und Eifersucht in Rom legte das Commando aus den Händen des M. in die des Pompejus, ja ihm ward der Triumph abgeschlagen; 132 ward er Censor. Als solcher verweigerte er dem Tribun C. Atinius Labro eine Stelle im Senat; dieser ließ ihn ergreifen und zum Sturz vom tarpejischen Felsen abführen, als ein College des Tribuns jenen rettete. M. starb in Armuth, da, auf Anstiften seiner Feinde, seine Güter veräußert worden waren. M. war ein steter Gegner des jüngern Scipio, dessen Verdienste er nach dem Tode desselben anerkannte. 2) Q. C. M. Numidicus, commandirte als Consul 109 im Jugurthinischen Kriege, wo er, einer der größten Feldherrn, den Jugurtha, den glänzenden Besieger des Consuls Posthumius, schon bei seinem Nahen dahin brachte, Friedensvorschläge zu thun, die er aber verwarf. Er drang, nachdem er die verwilderte Armee wieder disciplinirt hatte, schnell weiter vor, schlug 2 numidische Armeen an Einem Tage, und obgleich er, wegen des Winters, die Belagerung von

Zama aufheben mußte, that der Numidier neue Friedensvorschläge, ohne, bei M.s harten Bedingungen, seine Absicht zu erreichen. Den siegreichen Feldherrn aber nöthigte Marius Verläumdung in Rom und bei den Soldaten, dem er, als er ihm, nach großem Kampfe, erlaubt hatte, zur Bewerbung ums Consulat nach Rom zu gehen, als neuem Consul 106 den Oberbefehl in Afrika abtreten mußte, obgleich er Jugurtha durch einen neuen Sieg ganz gedemüthigt hatte, nach Rom zurückzukehren. Er widerlegte durch ausführlichen Bericht von seinen Unternehmungen jene Verläumdungen, erhielt Triumph und den Beinamen Macedonicus, mußte aber bald darauf des Marius Verfolgung durch Exil zu entgehen suchen. In Smyrna lebte er der Muße und den Musen, bis er ehrenvoll nach Rom zurückberufen wurde. 3) Q. C. M. Pius, dessen Sohn (Pius genannt, wegen der angestrengten Bemühungen, die Zurückberufung seines Vaters aus dem Exil zu erreichen), zeichnete sich im Bundesgenossenkrieg, so wie gegen Marius und gegen Sertorius aus, war eifriger Sullaner (80 Consul mit Sulla), ward von diesem gegen Sertorius gesendet, wiewohl lange mit unglücklichem Erfolg, bis er, nach Sulla's Tode, von Pompejus unterstützt, Sertorius Unterfeldherr, Hirtulejus (verlor 20,000 M.) 77 in Spanien glänzend besiegte. Des Pompejus Niederlage durch Sertorius rächte er blutig, mußte sich aber doch endlich vor diesem nach Gallien zurückziehen. M. st. 62 als **Pontifex maximus**. 4) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Celer, wurde Consul ums Jahr 58 v. Chr. und leistete als Prätor der Republik wichtige Dienste gegen Catilina. Mit der Schwester des Clodius, Namens Clodia (Catull's Lesbia), vermählt, deren schamlose Aufführung ihm vielen Kummer verursachte, wurde er zuletzt von ihr vergiftet. 5) Lucius Cäcilius, Volkstribun, hatte, als Cäsar sich Roms bemächtigte, den Muth, sich ihm zu widersetzen, und weigerte sich, die

Schlüssel zu dem im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatze herzugeben; erst als Cäsar die Thüren zu erbrechen befahl und ihm mit der Drohung, ihn umzubringen, die bekannten Worte zurief: »Weißt du nicht, daß es mir leichter wäre, das zu thun, als zu sagen?« entfernte sich Metellus.

Metempsychosis, Metempsychose und Metensomatosis, s. Seelenwanderung.

Meteore nennt man alle Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wässeriger und brennbarer Dünste u. dgl., welche von der Erde aufsteigen, und bei den verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiedenen Meteore ausarbeitet. (s. Meteorologie.) Die Dichtigkeit und Temperatur der Luft ist durch mancherlei regelmäßig eintretende und abwechselnde, aber auch durch außerordentliche Ursachen einer Veränderlichkeit unterworfen, bei welcher das Gleichgewicht aufgehoben und eine Bewegung, ein mäßiges oder auch wohl heftiges Durcheinanderströmen der verschiedenen Schichten der Luft selbst entsteht, welche Wind genannt wird. **Wässerige Meteore** sind: Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Wasserhosen. **Feurige** Lufterscheinungen: Gewitter, Blitz, Donner, Nordlicht, Regenbogen, Abend- und Morgenröthe, sowie die Höfe, größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde. Die Irrlichter und Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre.

Meteorologie, die Lehre von den Lufterscheinungen; dann

die Witterungslehre, Wetterkunde. — Meteorologisch, was auf die Witterung Beziehung hat, z. B. meteorol. Beobachtungen, Wetterbeobachtungen; meteorol. Lage, die Beschaffenheit eines Orts, in Beziehung auf die von der höhern oder tiefern Lage, von den umgebenden Waldungen, Wässern ꝛc. abhängende Witterung.

Meth, eine Art Wein, den man aus Honig und Wasser bereitet. Man vermischt nämlich den Honig, je nachdem der Meth schwach oder stark werden soll, mit drei bis acht Theilen Wasser, kocht ihn bei gelindem Feuer ohne Rauch, und schäumt ihn fleißig ab, bis er klar wird. Dann läßt man ihn kalt werden und in einem Fasse gähren. Die Gährung wird bei schwachem Meth durch Hefen befördert. Auch sucht man ihn durch Gewürz wohlschmeckender zu machen. Wenn er nach acht oder mehreren Tagen ausgegohren hat, so wird er in andere Fässer geseihet, worin er wenigstens drei Monate wohl verspundet liegen muß, ehe er getrunken wird. Der Meth ist hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methode (griech.), 1) ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, welches angewendet wird, um zu einem gewissen Ziele zu gelangen; daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt wird. Man unterscheidet von der akroamatischen Lehrmethode, oder dem Unterrichte in einem zusammenhängenden Vortrage; die erotematische M., nach welcher durch Fragen und Antworten in dem zu Unterrichtenden erst ein Interesse für die für ihn zu ernsten, oder trocknen Kenntnisse geweckt werden soll; sie ist die gewöhnliche katechetische M., wenn der Lehrer

durch Fragen den Schüler dahin bringt, daß er die nächsten Folgerungen aus einer vorgetragenen Lehre selbst zieht, um das Vorgetragene seinem Grunde oder seinem Zwecke nach einzusehen. In ihrer Vollendung und in dem Maße, als dabei die eigene Geistesthätigkeit des Schülers, um zur Erkenntniß zu gelangen, geweckt wird, wird sie zu Sokratischer M. Außerdem ist ein Hauptunterschied von Lehrmethoden der von analytischer und synthetischer M. Nach ersterer wird ein, als Ganzes der sämmtlichen Wahrnehmung dargebotener und auch so als Begriff vom Verstande gefaßter Gegenstand, nach seinen Hauptcharaktern, erst in seine Haupttheile zerlegt, und diese werden dann von Neuem, und so fort in kleinere und immer kleinere Theile in der Vorstellung gesondert, als überhaupt noch vom Verstande auffaßbare und ein wissenschaftliches Interesse darbietende Unterschiede aufgefunden werden; nach letzterer faßt der Verstand zuerst das Einzelne, aber als Theilganzes auf und bringt damit ihnen gleich oder nahe Stehendes in Verbindung, um so die Einsicht von Zusammengesetztem zu erhalten, was als solches ihm Kenntnisse darbietet, deren Bedingung lediglich diese Synthesis ist. Um eine vollständige Kenntniß zu erlangen, müssen, soweit dies geht, beide M.n verfolgt werden. Die Behauptung der strengsten Consequenz hierbei ist es, was besonders der mathematischen M. ihren Charakter und ihren Vorzug verleiht. Sie schlägt zwar gewöhnlich nur den synthetischen Weg ein, indem sie vom Einfachsten, was sich der Anschauung und zwar hier als ein in sich bedingtes Nothwendiges, als Axiom, darbietet, zu dem fortgeht, was in einer eben so nothwendigen, aber nur Schritt vor Schritt zu verfolgenden Reihe sich dann in seiner unbedingten Gewißheit eben so anschaulich darstellt, wo aber die Verfolgung des gegenseitigen Weges, die Aufstellung des in die Synthesis Eingegangenen, unter Lösung dieser in der Vorstellung, erst die An-

schauung verlebendigt und die Kenntniß vollendet. In Gegenständen des reinen Verstandes, der nach Gründen fragt, ist die dogmatische M. die einzige zum Ziele führende. Sie erreicht ihre Höhe als apodiktische M., indem der Satz als bestimmt ausgesprochen wird, die ihm zur Stütze dienenden Gründe aber ihm untergelegt werden, woraus dann die Einsicht hervorgeht, daß das Behauptete unumstößliche Wahrheit habe; aber sie gilt nur von streng Erweisbarem und reicht nicht über das logische Feld der menschlichen Erkenntniß hinaus. Die Einsicht, daß auf diesem Wege vieles dem menschlichen Interesse nahe Liegende nicht zu erweisen sei, führte zur skeptischen M., nach der man jeden behaupteten Satz in Zweifel zieht, dann aber nach logischen Gesetzen erforscht, in wie weit diese Zweifel zu heben sind, und gelangt, in so fern dies Bemühen nicht ganz vereitelt ist, dadurch zur kritischen M., die insbesondere zu den Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens hinleitet. Wird bei Mittheilung von Kenntnissen zunächst auf das Fassungsvermögen Anderer Rücksicht genommen und das streng bündige Verfahren darnach modificirt, so wird dadurch die M. zu einer populären. 2) Ueberhaupt jedes Verfahren, wobei logische Grundsätze die leitenden Principien sind; es ist also M. auf Alles anwendbar, wobei wenigstens die Anordnung wissenschaftlich ist, also auch auf Künste im umfassendsten Sinne, auf Heilkunde als Heilmethode, (methodische Behandlung von Krankheiten, im Gegensatz von empirischer), eben so auf den Unterricht in schönen und andern Künsten, Zeichnenkunst und Malerei, Tanz-, Reitkunst u. s. w., jedoch lediglich in ihrem theoretischen Theile, wogegen Manier sich auf das ästhetische Gefühl bezieht und nur durch unmittelbares Auffassen von dem Kunst Erlernenden und zugleich durch Uebung sich angeeignet werden kann.

Methodisten sind eine schwärmerische Religionssecte in Eng-

land, welche von den beiden Brüdern Joh. und Carl Wesley und von George Whitefield in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. gestiftet wurde, und welche, mit Verwerfung des Gebrauchs der Vernunft und der Gelehrsamkeit in Religionssachen, bloß eine übernatürliche Erleuchtung des Verstandes annahmen. Der wesentliche Zweck ihrer Lehren ist, die Religion ganz nach den Grundsätzen der Schrift auszuüben; indessen sind ihre Gebete sehr geräuschvoll, der Gesang wird oft durch laute Ausbrüche der Empfindungen, durch Schreien, Heulen, Umherwälzen ꝛc., welches sie das Werk nennen, unterbrochen. In der neuern Zeit haben sie wieder viel Glück gemacht, und ragen in England am stärksten hervor (im J. 1807 waren sie in England und Amerika zusammen 260,919 Personen stark und gegenwärtig will man ihre Anzahl auf eine halbe Million setzen); eines ihrer merkwürdigsten Mitglieder ist der durch Abschaffung des Sklavenhandels berühmt gewordene Wilberforce. Da ihre Stifter sich einer großen Strenge der Sitten beflissen, und in alle ihre Geschäfte eine gewisse Form brachten, so bekamen sie den Namen Methodisten.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer bestimmten Wissenschaft.

Metis oder Mäetes, Mutter der Athene, Tochter des Oceanus und der Tethys, die Kundigste unter den Göttern und Menschen. Ritter leitet von ihr den Namen des mäotischen Sees ab, und setzt ihr Heiligthum an die Mündung des Borysthenes, wo sie als Mutter verehrt wurde.

Metoiken (μέτοικοι, Schutzverwandte), Theil der Einw. Athens (u. and. griech. Staaten), ansässige Ausländer. Sie bestanden theils aus bemittelten Leuten, die sich zum Vergnügen in Athen niederließen, theils aus Gewerbe, besonders Handel treibenden Ausländ-

dern (auch Hetären, Tänzerinnen u. A.) und bildeten einen sehr glücklichen Mittelstand, zwischen Bürgern und Fremden. Nachdem sie in die öffentlichen Register eingeschrieben waren, durften sie in der Stadt wohnen und ihre Gewerbe betreiben, waren aber von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen. Sie zahlten einen jährlichen Tribut (Metoikion), 12 Drachmen jeder Mann, jede Frau die Hälfte, bei Strafe, durch die dazu verordneten Poletai verkauft zu werden; auch mußten sie sich, bes. zum Behuf gerichtlicher Vorfälle, unter den Bürgern einen Beschützer (Prostates) erwählen und bei öffentlichen Feierlichkeiten mancherlei Dienste leisten. Verdienste um den Staat befreiten sie von diesen Lasten und gaben ihnen den Rang nächst den vollbürtigen Bürgern. Zu dieser Klasse gehörten auch die Freigelassenen. Der Richter der M. war der Polemarchos.

Metonymie, in der Redekunst, die Vertauschung des eigentlichen Namens einer Sache mit einem andern, z. B. graue Haare statt Greisenalter; er liebt die Flasche: statt den Wein, der darin ist ꝛc. — Metonymisch, namenvertauschend, worttauschend ꝛc.

Metope (griech.), Zwischentiefe, nannte man bei den dorischen Säulen den viereckigen Raum, welcher sich zwischen zwei Triglyphen in dem Friese befindet. Da der Ursprung der Metopen von dem Raume hergeleitet wird, der zwischen den Balken übrigblieb, und der in den ältesten Zeiten offen gelassen, hernach aber zugemauert wurde; so könnte man die Metopen auch bei andern Säulenarten annehmen. Allein man scheint bei der jonischen und korinthischen Säule die Metopen gleich anfangs weggelassen zu haben, indem man die Balkenköpfe versteckte und sie nicht über die Mauer vorspringen ließ, um einen glatten und zierlichen Fries zu erhalten. Vielleicht lag auch die Ursache ihrer Weglassung in der Schwierigkeit, welche mit einer richtigen und regelmäßigen Eintheilung der Triglyphen und Metopen ver-

bunden war, indem der Triglyph allezeit über das Mittel der Säule und Säulenweite stehen, die Metope aber immer ein reguläres Viereck ausmachen mußte.

Metrik (von metrum, Maß), 1) die Lehre von den Versmaßen älterer und neuerer Dichter; 2) die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlicheren Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Es war der neuern Zeit vorbehalten, die Metrik in dieser letzten Bedeutung, als Wissenschaft, zu begründen. Jahrhunderte hindurch befolgten die alten hellenischen Sänger unbewußt die Gesetze des Maßes und Wohllauts, die eine spätere Zeit aus ihren Werken entwickelte. Das letztere geschah zuerst von Scholiasten und Grammatikern in gelegentlichen ungeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man das so Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen; aber alle Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein wissenschaftliches Gebäude aufzuführen. Die Werke der alten Schriftsteller, welche über die Rhythmik geschrieben haben, sind verloren gegangen, besonders Aristoxenus und Heliodor. An einzelnen treffenden Winken fehlt es zwar auch schon bei den Grammatikern nicht; aber der das Rechte zuerst ahnete, war Richard Bentley. s. dessen »Metria Terentiana« in Zeune's Ausgabe des Terenz. Später stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an; doch ward jener britische Kritiker der eigentliche Vorgänger des Schöpfers der Metrik, des geistreichen Gottfried Hermann, der seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst, die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft entwickelte; vorzüglich in folgenden Werken: 1) »**De metris poetar. graec. et roman.,**« **Lips. 1797,** und »**Commenta-**

tio de metris Pindari« (im 3ten Bde. des Heyneschen Pindar). 2) »Handb. der Metrik,« Leipzig 1799. 3) »Elementa doctr. metr.,« 2 Ed., Lips. 1816. — Hier nur die Hauptsätze seiner Lehre: Rhythmus ist die Aufeinanderfolge von Zeitabtheilungen, die in dem durch Wechselwirkung bestimmten Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen. Wo ganze Reihen von Veränderungen eintreten, da fordert der Verstand einen Anfang, obwohl solcher an sich nicht vorhanden ist, da jede Ursache wieder einer Ursache bedarf. Darum muß auch jede rhythmische Reihe mit einer freien Ursache anheben. Diese heißt Hebung (arsis). Die auf die Hebung als deren Wirkungen folgenden Zeitabtheilungen heißen Senkung (thesis), das Anheben aus eigner Kraft aber ictus. Zeitabtheilungen, die der Hebung vorhergehen und Theile einer vorhergegangenen unendlichen Reihe, folglich Senkung ohne Hebung, sind, heißen Anakrusis und sind gleich dem Auftakt in der Musik. Periodische Reihen sind solche, die sich selbst wieder zu einander als Hebung und Senkung verhalten. Die Senkung, als bloß durch Wechselwirkung bestimmt, und die Anakrusis, als Theil der Senkung einer unendlichen Reihe, müssen ein durchgängig gleich bleibendes Maß haben; das Maß der Hebung hingegen, als einer freien Ursache, kann größer (nie aber kleiner) sein. Das Maß einer jeden Sylbe wird durch die sie umgebenden Sylben erst bemerkbar, daher die letzte Sylbe jeder Reihe mittelzeitig (anceps). Die längere oder kürzere Dauer der Sylben bestimmt das Zeitmaß; Sylben von einzeitiger Dauer heißen kurze, andere von zweizeitiger lange Sylben. Das Verhältniß mehrerer Sylben zu einander in Hinsicht ihres Maßes heißt Fuß; ein bestimmter Rhythmus von einer oder mehreren Reihen Vers. Jede Sprache hat ihren Rhythmus, mithin auch jedes einzelne Wort. Der Rhythmus der Worte ist von dem allgemeinen Rhythmus zu unterscheiden, muß sich aber in dem Verse der-

gestalt mit demselben verbinden, daß keiner den andern aufhebt. Dies geschieht zuvörderst durch die Cäsur (Einschnitt), vermöge deren jedesmal da, wo eine Reihe im Rhythmus des Verses endigt, auch eine Reihe im Rhythmus der Worte, mithin ein Wort, zu Ende geht; ferner dadurch, daß das Sylbenmaß durch den Rhythmus des Verses bestimmt wird, indem derselbe nämlich durch ein enictus eine kurze Sylbe verlängert, oder am Ende einer Reihe kurze Sylben lang, lange kurz macht; endlich durch die Bestimmung des Sylbenmaßes vermittelst des Accentes. — Dies die allgemeinen Grundsätze der Herm. Metrik, deren Anwendung auf die verschiedenen Versarten man in den obengenannten Werken selbst nachsehe. Ungeachtet Hermann die neuere Metrik ganz ausschließt, so hat die Anwendung seiner Grundsätze auf die deutsche Sprache doch nur geringe Schwierigkeiten, da dieselbe nicht, wie andere neueuropäische Sprachen, ihre Verse bloß accentuirt mißt, sondern Quantität und Accent bis zu einem gewissen Grade verbindet. Man vergleiche auch J. H. Voß, »Zeitmessung der deutschen Sprache,« Königsb. 1802. — Einen neuen Weg schlug Aug. Apel ein. Schon Bernhard (in seiner Rec. des Hermann. Handb., Jen. Lit. Zeit. 1804, St. 104—107, und später in s. Sprachlehre im 6. Bde. von der Verskunst) hatte den Mangel einer musikalischen Grundlage an Hermanns Theorie gerügt. Apel suchte diesen Mangel zu heben zuerst in einigen kleinen Abhandlungen, dann in seiner Metrik (1. Th., Leipz. 1814). Außer den genannten Gelehrten haben sich neuerdings Verdienste erworben in England: Rich. Porson und Gaisford, der Herausgeber des »Hephästion«; in Deutschland: Böckh (»Ueber die Versmaße des Pindaros,« 1809, und dessen »Commentar. metrici in Pindari carmina,« 1814, wo er sich gegen die Apelsche Theorie erklärt), Seidler (»De versibus dochmiacis Tragicorum graecor.,« 1811) u. A. m. Eine Darstellung der

gegenwärtig in der Metrik herrschenden drei Hauptansichten, der Hermann'schen, Apel'schen und Böckh'schen, giebt der Rec. der Apel'schen Metrik, in der Jen. A. Lit. Zeit. 1816, Nr. 91—95.

Metrologie, die Maß- und Gewichtskunde.

Metropolit oder Metropolitan ist der griech. Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griech. Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griech. Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. — Metropolitankirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum, im allgemeinen Sinne so viel als Maß, Takt, in der Dichtkunst das Versmaß. — Metromanie, die Sucht, Verse zu machen.

Mette (aus dem lat. matutina), der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kathol. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Mettenleitner (Johann Michael), geb. 1765 zu Großkuchen in Baiern; anfangs Schlachtenmaler, bereiste er Italien und ward später ausgezeichneter Kupferstecher, der durch richtige Zeichnung, geistreiche Composition und sorgfältige Ausführung sich den Namen des baierischen Chodowiecki erwarb. 1790 ward er Hofkupferstecher in München.

Metternich, altes rheinländisches Dynastengeschlecht, welches schon als reichsfreiherrlich Stimmrecht auf den Reichstagen hatte und unter seinen Ahnen einen Kurfürsten von Trier zählt. Es führt seinen Stammbaum bis auf einen treuen Diener und Liebling Kaiser Heinrichs II., Metter, zurück. Einst soll man diesem Kaiser eine

angeblich verrätherische nachgeahmte Handschrift seines Dieners gezeigt, dieser aber sogleich gerufen haben: »Solche That kann ich meinem Metter nicht zutrauen,« und hiervon soll der Name M. stammen. Die von den 12 ursprünglichen Linien noch bestehende jüngere Linie, M. Winneburg, ist seit 1697 reichsgräflich und seit 1803 reichsfürstlich; doch führte zu Reichszeiten nur der jedesmalige Chef des Hauses den Titel Fürst. Die Hauptbesitzungen des Hauses lagen ehedem auf dem linken Rheinufer; die M. erwarben die Lehn nach dem Aussterben der frühern Besitzer durch Begünstigung des Kurfürsten Lothar von Trier aus dem Hause M. im Anfang des 17. Jahrh. Als beim lüneviller Frieden diese Besitzungen an Frankreich verloren gingen, wurden die M. im März 1803 durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, bestehend aus dem Flecken Ochsenhausen, 22 Dörfern, 14 Meiereien, 6300 Ew., 70,000 Gulden Einkünfte, entschädigt, mußten jedoch an die Grafen von Aspermont 850 Gulden, an die Grafen von Quadt 11,000, an die Grafen von Wartenberg 8150 Gulden jährlich zahlen. Diese Besitzung wurde 1806 zu Gunsten Würtembergs mediatisirt, und die nunmehrige Standesherrschaft Ochsenhausen erhielt den Titel eines Fürstenthums Winneburg. Die Verdienste des Fürsten M. um Oestreich waren Ursache, daß das Haus M. 1813 in den östreichschen Fürstenstand erhoben ward, wodurch auch die Söhne Fürsten wurden. 1814 verlieh der Kaiser demselben als Gnadenzeichen das Recht, das lothringische Wappen zu führen. 1816 gab der König beider Sicilien dem Haus M. den Titel als Herzog von Portella. 1825 verkaufte der Fürst M. seine bisherige Standesherrschaft Ochsenhausen in Schwaben an den König von Würtemberg. Die jetzigen Besitzungen dieses Hauses sind: die mit den Gütern Katzerow, Biela und Kraschau vereinigte Herrschaft Plaß, die Herrschaft Königswarth mit Miltigau,

Amons- und Marcusgrün in Böhmen, die Herrschaft Kogetein, nebst Witzommerzitz und Quiditz, die Herrschaft Brzesowitz und das Gut Kowalowitz in Mähren, die Domaine und das Schloß Johannisberg am Rhein und das Gut Hersberg am Bodensee. Ausgezeichnet sind: 1) (Georg, Fürst von M.), geb. zu Koblenz 1746, war seit 1773 k. k. außerordentl. Gesandter und bevollmächt. Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am westfäl. Kreise; 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II.; 1791 dirigirender Minister in den Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, hierauf 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens, unter dem Erzherzog Karl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem rastadter Congresse war er östreich. Principalcommissarius, und 1810 verwaltete er, in Abwesenheit seines Sohnes, provisorisch das Ministerium der auswärt. Angelegenh. Er war vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kagenegg, und starb den 11. Aug. 1818. 2) (Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius), Graf, seit 1813 Fürst von Metternich, seit 1816 Herzog v. Portella in Sicilien, ist Ritter des O. vom goldenen Vließe, k. k. Kämmerer, wirkl. geh. Rath, Staats- und Conferenzminister, auch Minister der auswärt. Angelegenh., seit 1821 mit dem Titel eines k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlers, geb. den 15. Mai 1773 zu Koblenz. Er studirte zu Straßburg seit 1788. Bei der Krönung des Kaisers Leopold II. versah er das Amt eines Ceremonienmeisters. Dann studirte er bis 1794 die Rechte zu Mainz, machte eine Reise nach England, ging nach Wien, wurde Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, Enkelin des berühmten Ministers und Allodialerbin der Herrschaft Austerlitz (gest. 19. März 1825 zu Paris). Dieser berühmte Staatsmann eröffnete

seine diplomatische Laufbahn auf dem rastadter Friedenscongresse als Gesandter des westfälischen Grafencollegiums, 1801 ernannte ihn der östreich. Hof zum Gesandten in Dresden. Im Winter 1803—4 kam er nach Berlin, in dem Augenblicke, als der Wiederausbruch des Kriegs mit England, die Besetzung Hannovers, die Gewaltstreiche gegen die englischen Gesandten, die Verwandlung des Consulats Bonaparte's in die erbliche Kaiserwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Bonaparte's Machtvergrößerung in Italien, den dritten Coalitionskrieg herbeiführten. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preuß. Gebiets im Ansbachischen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton in Berlin, Oestreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat (Potsdam, den 3. Nov. 1805) gegen Napoleons universalmonarchische Plane bewaffnet zu haben. Er erhielt dafür das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Austerlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag vereitelten die Früchte jenes Tractats. 1806 ging Graf M. statt des Grafen Philipp Cobenzl als Botschafter nach Paris, wo er sehr wirksam für Oestreich und selbst von den franz. Machthabern geehrt war. Am 10. Oct. 1807 schloß er zu Fontainebleau die Uebereinkunft, welche die Irrungen wegen der Besetzung der Bocche di Cattaro durch russische Truppen endigte und den Isonzo zur Grenze gegen das Königreich Italien machte. Was er 1805 in Berlin mit Glück begonnen hatte, setzte er 1808 mit Scharfblick und seltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob sich gegen Napoleon, die franz. Adler verloren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Am 15. Aug. 1808 war die öffentliche Audienz, wo M. den heftigen Erklärungen Napoleons eine Stunde lang die Spitze bot. Darauf folgte das in Oestreichs Annalen unvergeßliche Heldenjahr 1809, welches das J. 1813

möglich gemacht hat, wiewohl das Ergebniß so rühmlicher Anstrengungen den Erwartungen damals nicht entsprach. Kurz vor der Schlacht von Wagram kam M. nach Oestreich zurück. Nach dem Feldzuge von 1809 wurde M. Staatsminister und im Oct. an des Grafen Stadion Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er pflog zu Ungarisch-Altenburg Friedensunterhandlungen mit Champagny. Als die Erzherzogin Maria Louise mit Napoleon vermählt wurde, begleitete er dieselbe nach Paris. Im Mai 1812 war er bei der Zusammenkunft seines Kaisers mit Napoleon. Während des Feldzugs in Rußland, den Oestreich nicht, wie es wünschte, hindern konnte, that er in kluger Vorbereitung Alles, um den Kaiserstaat im entscheidenden Augenblick völlig gerüstet in die Schranken treten lassen zu können. Als bewaffneter Vermittler erschien Oestreich im Juni 1813. Auf seine Mahnung ward hauptsächlich der Waffenstillstand geschlossen, und Oestreich und Preußen erkannten, nach einer Unterredung Alexanders mit M. zu Opotschna an der böhmisch-schlesischen Grenze im Juni, und Frankreich, nach einer andern mit dem Kaiser Napoleon zu Dresden, wohin M., von diesem berufen, gegangen war, am 30. Juni diese Vermittelung an. Als aber die Unterhandlungen zu Dresden und auf dem Congreß zu Prag, woselbst sie M. persönlich leitete, zu keinem Resultate führten und die peremtorische Frist vom 10. August abgelaufen war, entwarf M., nicht achtend die verwandtschaftlichen Verhältnisse, die den Kaiser Franz an Napoleon banden, in der Nacht vom 10. zum 11. selbst die Kriegserklärung Oestreichs gegen Frankreich, und Oestreich schloß sich nun fest an die Alliirten an. Am 9. Sept. unterzeichnete M. die Quadrapelallianz zwischen Oestreich, Rußland, England und Preußen. Am Abend nach der Schlacht von Leipzig ertheilte ihm Kaiser Franz für sich und seine Nachkommen die östreichische Fürstenwürde. Mit ungemein diplo-

matischer Thätigkeit wirkte er zu Frankfurt, Freiburg, Basel und Chaumont und ließ kein Mittel unversucht, um den Kaiser Napoleon zum Frieden zu bewegen, dirigirte den Congreß zu Chatillon vom Hauptquartier des Kaisers aus und pflog von Dijon aus mit dem Grafen Artois Unterhandlungen, als die große Katastrophe zu Paris erfolgte. Rasch ging er nun dahin, unterzeichnete den Tractat von Fontainebleau und den Frieden vom 30. Mai und reiste hierauf nach London, ward bei seiner Anwesenheit zu Oxford zum Doctor ernannt und führte auf dem Congreß zu Wien den Vorsitz bei den Unterhandlungen. Er, Talleyrand und Wellington vermogten den König von Sachsen persönlich zu Preßburg zur Abtretung der Hälfte seiner Staaten. Statt des bisherigen Besitzes des Marschalls Kellermann erhielt er den Johannisberg. Er nahm als östreichscher Bevollmächtigter an den Verhandlungen des 2ten pariser Friedens 1815 Theil und schloß dann zu Mailand 1816 den Vertrag mit Baiern, der den 18. April zu München ratificirt wurde. Im Februar desselben Jahres ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzog von Portella mit 60,000 Ducaten Einkünften. 1816 begleitete er die Erzherzogin Leopoldine nach Livorno als kaiserlicher Bevollmächtigter, wo sie dem brasilianischen Gesandten übergeben wurde. 1818 war er östreichscher Bevollmächtigter auf dem Congreß zu Aachen, präsidirte 1819 bei den karlsbader Beschlüssen, leitete 1820 zu Wien die Beschlüsse zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte, wohnte den Congressen zu Troppau und Laibach bei, erhielt 1821 den Titel eines kaiserl. königl. Haus-, Hof- und Staatskanzlers, besuchte, auf eine Einladung des Königs von England, denselben in Hannover, führte dann die Verhandlungen auf dem Congresse zu Verona, blieb bei der Zusammenkunft des Kaisers von Oestreich mit dem von Rußland zu Czernowitz im Sept. 1823 krank in Lemberg zurück, unterhandelte später mit Nesselrode

und reiste 1824 nach dem Johannisberg, wo mehrere Staatsmänner ihn besuchten, erhielt in demselben Jahre das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten, reiste 1825 nach Paris und ordnete dort mehrere diplomatische Angelegenheiten, kehrte über Mailand in das Bad Ischl zurück, verlor in diesem Jahre seine erste Gemahlin durch den Tod (sie st. am 19. März 1825 zu Paris), erhielt 1826 vom König von Spanien den Rang als Grand erster Klasse und den Herzogstitel, machte in demselben Jahre wieder eine Reise nach dem Rhein und vermählte sich 1827 mit dem Fräulein von Leykam, hatte aber schon 1829 das Unglück, sie sich wieder durch den Tod im Wochenbett entrissen zu sehen. Am 30. Januar 1831 vermählte er sich zum dritten Mal und zwar mit der Gräfin Melanie Zichy zu Wien. Unter seiner Verwaltung stieg Oestreich auf einen früher nie erreichten Gipfel von Größe und innerer Stärke. Die Finanzen ordneten sich; durch Nichts ließ sich seine Friedensliebe erschüttern. Wie Kaunitz der Stifter, so war Metternich der Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien. Das östr. Alterthum, die Geschichte und die Diplomatik waren stets vorzügliche Gegenstände seiner Sorgfalt.

Mettrie, s. Lamettrie.

Metz, Festung am Einflusse der Seille in die Mosel und Hauptstadt des franz. Moseldepartem., besteht aus der Altstadt und Neustadt; Citadelle, 2 Forts, 5825 H. 45,300 E., Domkirche, Bisthum, königl. Akademie der Wissenschaften und Künste, Ackerbaugesellschaft, Collegium, Bibliothek; Kattun-, Zitz-, Mousselin-, Wollenzeug- und Strumpfweberei, Leder- und Gewehrfabriken, Papiermühle, Färbereien, Obstbau; Handel mit Vieh, Eisen, Obst, besonders Mirabellen, Moselweinen und Essig; jährliche Messe.

Metzu (Gabriel), Maler, geb. 1615 in Leyden, lebte in Amsterdam, st. 1658.

Meudon, Marktflecken im franz. Depart. Seine und Dise, Bezirk Versailles, 2 Stunden von Paris, unweit der Seine, mit 2300 Einw., berühmt durch das Schloß mit einem schönen Parke; vor der Revolution ein Vergnügungsort der königl. Familie, wurde 1793 vom Wohlfahrtsausschuß dem Nationalinstitut überlassen, welches sich hier mit der Vervollkommnung der zum Kriege gehörigen Dinge beschäftigte. Das Schloß wurde, um diese Arbeiten desto geheimnißvoller auszuführen, mit tiefen Graben und Erdwällen umgeben. Man fiel hier zuerst auf die Idee, die Luftballons zum Besuche von Recognoscirungen zu gebrauchen, welches zuerst in der Schlacht bei Fleurus (1794) und nachher noch öfters von den Franzosen mit Erfolg geschah. 1795 brannte ein Theil der Gebäude ab. Napoleon ließ später das Schloß wieder aufs prachtvollste einrichten; es war eine Zeitlang der Aufenthalt seines Sohnes; auch residirte hier die Kaiserin Marie Louise, während Napoleon in Rußland focht. Jetzt ist das Schloß eine königl. Domäne. Meudons Einw. ernähren sich vom Weinbau und dem Ertrag der reichhaltigen, in mineralogischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht so merkwürdigen Kreidebrüche.

Meulen (Anton Franz van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn Ludwig XIV., der ihn stets in sein Gefolge nahm, wenn er ins Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. Besonders glücklich war er in dem Ausdruck, den er seinen Pferden zu geben wußte. Dies bewog denn auch seinen Freund und Schwiegervater Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertra-

gen. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit ist eine Reihe von 152 Platten nach v. d. M.'s Gemälden gestochen worden. 1673 wurde er Mitglied der Akademie und st. 1690.

Meursius, (Familienname de Meurs), 1) (Johannes, der Vater), geb. 1579 zu Losdun beim Haag; studirte in Leyden und entwickelte sich sehr frühzeitig; denn schon im 12. Jahre verfaßte er lat. Reden und im 13. griechische Verse, ward ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, bereiste als Führer der Söhne des Großpensionärs Barneveld einen großen Theil Europa's, erhielt die Professur der Geschichte und griechischen Sprache zu Leyden, wurde 1510 Historiograph von Holland. Als er sich nach Barneveld's Untergange den Kränkungen der Parteisucht bloßgestellt sah, folgte er 1611 (n. A. erst 1625) einem Rufe als königl. dänischer Historiograph, lehrte zu Soroe Geschichte und Politik, wo er auch 1639 st. 2) (Johannes), Sohn des Vor., geb. 1613 zu Leyden; studirte unter der Leitung seines Vaters und ward, mit eben so glücklichem Talent begabt, durch mehrere antiquarische Forschungen bekannt; st. 1653.

Meusel (Johann Georg), geb. 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Braunach, studirte zu Göttingen, erhielt daselbst die Magisterwürde, und habilitirte sich 1766 zu Halle. 1769 ging er als Professor der Geschichte nach Erfurt, lebte dann seit 1780 als Hofrath und Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaft zu Erlangen, wo er im J. 1820 starb. Man hat von ihm: Das gelehrte Deutschland (5te Ausgabe, 1796 ff.); Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Leipz. 1802 ff.; eine Bearbeitung von B. G. Struv's Bibliotheca historica, 21 Bde. (unbeendigt); deutsches Künstlerlexikon, Lemgo 1778, 1789, 2 Bde. 8.; Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 — 30. Heft, Erfurt 1779 ff; Museum für Künstler und Kunstliebha-

ber, 1 — 18 St., Mannheim 1787 ff.; neues Museum, 1 — 4. St., Leipzig 1794 ff; neue Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 — 14. St. Leipzig 1795 ff.; Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803 ff.; Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie, 5te Aufl., Leipz., 1816, gr. 8.; Literatur der Statistik, Leipzig 1806 u. 1807, 2 Bde., 8.; Lehrbuch der Statistik, 3. Aufl. ebend. 1805, 8.; Fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften, Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen; Sammlung der Geschichtsforscher, Halle 1775 ff.; Geschichte von Frankreich, als 35 — 39. Theil der allg. Welthistorie; Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit, 1 — 3. Abth., Leipzig 1799 ff. 8.

Mexiko (sprich Mejico), 1) amerikan. Meerbusen zwischen Florida, den vereinigten nordamerikanischen Staaten und Südamerika; 27,000 QM. groß. Vor demselben liegt die Insel Cuba. Er enthält nur wenige Inseln. 2) Freistaat im mexikanischen Staatenbunde, mit Queretaro 2138 QM. groß; 1,636,200 E., ist sehr gebirgig. Der Staat ist in 8 Distrikte getheilt: Acapulco, Cuernavaca, Huejutla, Toluca, Mexico mit der Umgebung nebst dem Thale Tenochtitlan, Tasco, Tula u. Tulacingo. 3) Hauptstadt des Freistaates und des Staatenbundes, auf kleinen Inseln, am nördlichen Ende des Sees Xochimilco, und auf der Westseite des Sees Tezkuko, in einem von hohen Gebirgen umgebenen Thale; 20,000 Häuser, 170,000 Einw.; Palast der Regierung und des Erzbischofs, Münze, Universität, Maler- und Bildhauerakademie, botanischer Garten, große Wasserleitungen, schwimmende Gärten oder Chinampas auf dem See Tezkuko; Manufakturen und Fabriken in Seide, Baumwolle, Tapeten, Leder, Leinwand, Gold und Silber, Tabaksfabrik, ausgedehnter Handel. In der Nähe der Stadt die Festung San Juan de Ulloa und Ueberreste alter Pyramiden. — (Gesch.) Bekanntlich zerstörten die Spanier das mexikanische Reich. Schon 1517

hatte Franz Hernandez von Cordova die Küste von Yukatan entdeckt und die Spuren bedeutender Cultur daselbst bewundert. Im folgenden Jahre machte Juan de Grisalva weitere Entdeckungen, und die mexikanischen Statthalter gaben dem Montezuma die erste Nachricht von der Erscheinung der Fremden. Dieser glaubte mit seinen Räthen, daß der Luftgott Quetzalkoatl erschienen wäre, und sandte Boten aus, dem Gotte seine Unterwürfigkeit zu bezeigen. Aber diese trafen die Spanier nicht mehr. 1519 folgte nun die Expedition unter Fernando Cortez und die gänzliche Eroberung des mexikanischen Reichs und der benachbarten Staaten. Montezuma starb 1519 an den Folgen eines von den Seinigen empfangenen Steinwurfs, selbst von den Spaniern beklagt. Nach der momentanen Vertreibung der Spanier aus der Stadt M. wählten die Mexikaner des vorigen Königs Bruder, Kuitlahuatzin, zu ihrem Beherrscher. Er st. nach einer Regierung von etwa 4 Monaten an den durch die Spanier nach Amerika gebrachten Blattern, und zum Nachfolger wurde sein 25jähriger Neffe Quauhtemotzin gewählt. Bei der endlichen Eroberung und Zerstörung von M. 1521 wurde er nebst seiner Gemahlin, dem Könige Koanakotzin von Akolhuakan, dem Könige Tetlepanquetzaltzin von Tlakopan und andern Vornehmen auf der Flucht gefangen. Ungeachtet der freundlichen Versprechungen des Cortez, ihn mit Güte zu behandeln, wurde er doch auf die Tortur gebracht, um verborgene Schätze zu entdecken, und 1525 mit den beiden andern Königen aufgehängt, weil man sie einer Verschwörung gegen Cortez beschuldigte. Die Stadt M. hatte 196 Jahre gestanden und war 169 Jahre der Sitz der neuen Monarchie gewesen. Cortez erhielt anfangs die Statthalterschaft über die neue Eroberung zugesagt, bald (1530) ward ihm jedoch ein Vicekönig beigesetzt, und von diesem ward seine Wirksamkeit fast gänzlich anullirt. Nach ihm beherrschten Vicekönige das Land.

Gewöhnlich dauerte aber die Regierung eines Jeden nicht über 5 Jahre. Natürlich benuzte jeder diese kurze Frist, um sich möglichst zu bereichern. Das Land schmachtete unter dem furchtbarsten Druck. Nur die in Europa gebornen Spanier konnten öffentliche Aemter bekleiden, selbst den in Amerika gebornen Weißen (Creolen) war dies nicht erlaubt. Der Handel war ausschließlich Alt Spanien vorbehalten und wurde besonders von Cadix aus betrieben. Auch der Druck der Hierarchie war bedeutend, und zahlreiche Bischöfe, Pfarrer und Klostergeistliche wurden vom Lande ernährt. Eingetheilt wurde das Land in 3 Audienzias, Mexiko, Guadalaxara (Neu Galicien) und Guatemala. Zulezt theilte sich dasselbe in zwei Generalcapitanate, Mexiko und Yukatan, und in 2 Generalcommandantschaften, **Provincias internas orientales u. Provincias internas occidentales**; doch befehligte der Vicekönig über alle, und nur in militairischer Beziehung stand der Generalcapitain von Yukatan unmittelbar unter Spanien. Das Vicekönigreich zerfiel in die Intendanzen M., Puebla, Oaxaca, Vera-Cruz, Merida de Yuakatan, Guadalaxara, Guanaxoako, Durango, San Luis de Potosi, Sonora, Valladolid de Mechoacan, Zacatecas, und das Corregimento Querentaro und das Governo von Tlascala. Zahlreich waren die Aufstände, durch welche die Eingebornen und Halbeuropäer sich zu befreien suchten, doch wurden diese sämmtlich, ohne viel Geräusch, und ohne daß die Spanier davon in Europa Erwähnung thaten, gedämpft. Erst um 1809, als die Nachrichten von dem Ausbruche der spanischen Unruhen in Europa in M. eintrafen, erhoben sich die Nationalspanier gegen den Vicekönig Iturrigaray, man zwang ihn zur Niederlegung der Regierung und errichtete eine Junta, zu deren Haupt der Erzbischof von M. ernannt ward. Die Central-Junta von Sevilla bestätigte das Verfahren, rief den Vicekönig zurück, sendete einen andern, den Ge-

neral Venegas ab. Noch ehe dieser aber ankam, brach 1810 eine Verschwörung aus, als deren Haupt sich der Pfarrer Miguel Hidalgo y Costilla zu Dolores, unweit San Miguel el Grande zeigte. Dieselbe beabsichtigte eine totale Reform. Diese Verschwörung sollte erst später ausbrechen. Ein Mitverschworner entdeckte aber auf dem Todbette einem Priester das Geheimniß, dieser meldete dasselbe an die Regierung, und Hidalgo war daher zur Beschleunigung derselben bewogen. Am 14. Sept. 1810 zeigten sich die ersten Bewegungen u. mit ihnen begann die erste mexikanische Revolution. Mit Beihülfe einiger Offiziere, namentlich des Hauptmanns Allende, wurden die regulären Truppen der Gegend von Dolores zum Abfall gebracht, die Indianer durch Predigten revolutionirt, und mit einem täglich wachsenden Heere von mindestens 80,000 Mann drang Hidalgo, nachdem er Miguel el Grande, Zelaya, Guanaxuato (wo er 5,000,000 Piaster fand), Lagos, Zacatecas, Valladolid u. s. w. genommen und den von den Indianern seit der spanischen Invasion gezahlten Tribut abgeschafft hatte, unter dem alten Banner der mexikanischen Kaiser, weiß und blau, gegen M. selbst vor. Vergebens schleuderte die mexikanische Inquisition den Bannstrahl gegen ihn, und schon stand er vor den Thoren M.'s, und Alles erwartete den Sturm, der gelingen mußte, den aber auch der Generalcapitain Venegas zu erwarten und sich fechtend nach Vera-Cruz zurückzuziehen gesonnen war. Doch Hidalgo zog sich, nach Einigen durch die Nachricht von Vortheilen, die die Royalistengenerale Calleja und Cadena über einen Unterfeldherrn seines Heeres, n. And. durch den Abscheu vor den nothwendig aus einem Sturm auf M. entstehenden Gräueln, am 1. Nov. 1810, zurück und gab den Angriff auf M. auf. Zu Aculco am 7. Nov. u. zu Goanoxato von Calleja geschlagen, floh er nach Guadalaxara, das ihm die Thore öffnete, ward jedoch bei Puente de Calderon am 17.

Jan. 1811 nochmals besiegt. Doch blieben ihm noch die reichen Bergwerksgegenden von Zacatecas und Potosi, er errichtete dort Guerillas und erfocht, obschon von Calleja stets gedrängt, doch einige Vortheile, als mehrere Treulose, an deren Spitze y Elisondo stand, ihn, um ihren Frieden mit Spanien zu schließen, mit 52 Offizieren seines Generalstabes, zu Acalita de Bajan am 21. März 1811 aufhoben und den Spaniern auslieferten, welche die 52 Offiziere auf der Stelle erschießen und Hidalgo später hinrichten ließen. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Grenzen. Da entzündete sich von Neuem der Aufruhr. Der Rechtsgelehrte Rayon und 4 Priester, Lizenga, Matamoros, Torres, Mier und Morelos, sammelten neue Schaaren, mit welchen sie den kleinen Krieg ohne Gewehrfeuer führten. Endlich bewaffnete Morelos 3000 Mann mit Flinten, die man in mehr als 20 Treffen auf dem Wahlplatze gesammelt hatte, bemächtigte sich der Stadt Acapulco und schnitt die Verbindung zwischen Vera-Cruz u. Mexiko ab. Doch auch er fiel 1815 in die Hände der Spanier und wurde zu Mexiko erschossen. Dasselbe Schicksal hatte Matamoros. Hierauf nahm Calleja die Stadt Zitiquaro ein, wo eine Junta im Namen Ferdinands VII. regierte. Er ließ die Stadt von Grund aus zerstören. Aber die Mexikaner verloren den Muth nicht; sie nahmen eine Stellung nach der andern weg, bis sie sich endlich in dem Meerbusen von Mexiko mit den vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzten, wohin sie den General Tolledo abschickten. Von hier aus erhielten sie Waffen und erfahrene Offiziere; auch nahmen junge Leute aus Neuyork, Baltimore und Boston Dienste bei ihnen. Die Angelegenheiten der Republik leitete jetzt der hohe Congreß zu Puruaran, 40 Meilen von M. Von hier aus erließ er den 28. Juni 1815, im 6. Jahre der mexikanischen Unabhängigkeit, eine vom Präsidenten

Pagola aus den 13 Provinzen unterzeichnete Unabhängigkeitserklärung an alle Nationen und entwarf eine demokratische Verfassung. Im Norden machte der republikanische General Peire Fortschritte, u. im Süden unternahm der General Vittoria die Belagerung von Cordova und Orizana. Dadurch ward die Verbindung zwischen M. und Vera-Cruz aufs Neue unterbrochen, und die Aufrührer waren im Sept. 1816 Meister der Provinzen Guadalarara, Texas, Matagorda, Puebla u. a. m., so daß die königl. span. Regierung fast nur auf die Bezirke von M. und Vera-Cruz eingeschränkt war. Allein der neue Vicekönig D. Juan Apodaca traf so zweckmäßige Anstalten, daß nicht nur die Hauptpunkte behauptet, sondern auch die Aufrührer mehrmals geschlagen wurden. Zugleich gewann er durch ein mildes, aussöhnendes System das Vertrauen des Volkes wieder. Daher gelang es dem General Feran 1816, den Congreß aus einander zu sprengen, wozu die Uneinigkeiten unter den Republikanern selbst das Meiste beitrugen. Endlich erschien der kühne Mina, Guerillasanführer aus Spanien. In seinem Vaterlande geächtet, kam er, von mehrern fremden Offizieren begleitet, nebst Kriegsbedarf und einer Druckerpresse aus Nordamerika in Mexiko an, wo er den 24. April 1817 bei Soto la Marina an die Spitze der Aufrührer trat. Er sammelte sogleich ein Heer und schlug die Spanier den 15. Juni bei Peotillos, hierauf bei San Felipe, und erließ am 30. Juni einen Aufruf an das Volk aus seinem Hauptquartiere von Los Remedios, »dem Felde der Ehre von Mexiko.« Aber in der Folge wurde er vom General Pascal de Linan hart bedrängt und mußte sich in die Feste Sombrero oz Conanja werfen. 300 der Seinigen, darunter 72 auswärtige Offiziere, welche Mina gefolgt waren, wurden von den Spaniern abgeschnitten u. erschossen. Ende Augusts ward Mina selbst aus den festen Plätzen Conanja und San Gregorio vertrieben;

doch war er noch 600 Mann stark und wußte durch kühne u. schnelle Märsche die ihn von allen Seiten umringenden spanischen Truppen zu täuschen. Endlich ward er den 27. Oct. im Paß von Venadita durch Ueberfall von dem spanischen Obersten Orrantia, mit 25 der Seinigen, worunter die beiden Herrara's, gefangen, nach Mexiko gebracht und daselbst am 13. Nov. 1817 erschossen. Zu seinem Unglücke trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort und erhielt einige Vortheile im J. 1818. Mehrere Provinzen errichteten hierauf unabhängige Regierungen unter den Anführern von Guerillas, welche dieses große Land durchstreiften, wo die Hindernisse der Verbindung, der Mangel an Heerstraßen, die Natur des Bodens und die Armuth des Volks den Unterhalt der Truppen und die Unterwerfung der Einwohner erschwerten. Einzelne Corps, die der Vicekönig dahin entsandte, um einige schlecht befestigte Plätze einzunehmen, wurden von den Banden des tapfern Guadalupe-Vittoria zerstreut. Die königlichen Truppen konnten sich nur im Besitz der größern Städte behaupten; dagegen herrschte im Innern des Landes, in den Provinzen Valladolid, Guadalaxara, Guanaxuato, Zacatecas, und Cohahuela die Anarchie des Aufruhrs. Die Bandenführer wurden von der niedern Geistlichkeit, welche meistens aus Eingeborenen bestand, thätig unterstützt; es fehlte ihnen bloß an Waffen und an einem Oberhaupte, das den vereinzelten Widerstand planmäßig leitete. Erst im Anfange des Jahrs 1821 versuchte es ein mexikanischer Offizier, Don José Felix Thespalacios, der die Trümmer der Banden des Generals Long in der Provinz Texas gesammelt und den Titel eines General-Lieutenants des Heeres von Mexiko angenommen hatte, eine oberste Junta in Texas zu errichten; allein er fand in dieser Ein-

öde, 300 span. M. von der Hauptstadt entfernt, keine Hülfsquellen, um den Kampf mit Erfolg fortzusetzen. Da stellte sich unerwartet, fast vor den Thoren von Mexiko, im Febr. 1821, ein Oberster des königl. Heers, D. Augustin Iturbide, gebürtig aus der mexikanischen Stadt Valladolid, an die Spitze des Aufstandes. Iturbide, dem der Vicekönig Apodaca im Febr. 1821, weil er ihn für königlich gesinnt hielt, den Heerbefehl gegeben hatte, trat zu der Partei, welche eine Föderativrepublik errichten wollte, vereinigte mit sich viele Anhänger der übrigen, und entwarf den Plan von Iguala (den 24. Februar 1821), welchen auch der neue spanische Vicekönig, General O'donoju, in dem mit Iturbide zu Cordova geschlossenen Vertrag (den 24. Aug. 1821) annahm. (Dieser Plan sicherte die Vorrechte der Kirche und den Altspaniern den Besitz ihrer Aemter.) Darauf stellte Iturbide den innern Frieden wieder her, organisirte in Mexiko, mit der Würde eines Obergenerals und Großadmirals bekleidet, die repräsentative Regierung, und trat als Präsident an die Spitze der mit der ausübenden Gewalt beauftragten Junta. Als aber der Beschluß der spanischen Cortes, nach welchem sie den Vertrag von Cordova verwarfen, am 13. Febr. 1823 in Mexiko kund wurde, wo der daselbst versammelte Congreß und die Vollziehungsjunta, unter sich entzweit, die Verwaltung zu ordnen verabsäumt hatten, da erhoben das hierauf schon vorbereitete Volk und die Besatzung den Präsidenten Iturbide (d. 18. Mai 1822) zum Kaiser von Mexiko, unter dem Namen Augustin I. Allein der neue Kaiser versah es, die Wahlen des neuen Congresses klug zu leiten. Der neugewählte Congreß erklärte zwar (den 22. Jun.) einmüthig die Kaiserwürde in Iturbide's Familie für erblich, worauf die Krönung des Kaisers am 21. Julius erfolgte, bestimmte aber nicht, in welcher Art die kaiserliche Macht ausgeübt werden sollte. Statt die Staatsformen festzustellen und die Gewalten

zu theilen, wollte der Congreß Alles thun und vollendete Nichts. Zwei bisher entzweite Generale, Satana, der zuerst in Vera-Cruz die Republik ausrief, und Echevarri, vereinigten sich (den 2. März 1823) zu Iturbide's Sturz und verlangten die Wiederherstellung des Congresses. Darauf erklärte sich der General Vittoria und der Marquis von Vivanco, Oberbefehlshaber in Puebla, für die Republikaner. Iturbide wollte keinen Bürgerkrieg; er berief daher den von ihm entlassenen Congreß wieder zusammen, und legte am 20. März 1823 in dessen Hände seine Macht nieder. Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie am 9. April einen Jahrgehalt, unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wählte. Ein Versuch 1824, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode. Er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen. Seitdem regiert sich Mexiko als unabhängiger Freistaat, wiewohl noch von keiner europäischen Macht förmlich anerkannt. Das Innere von M. bildet ein sehr hohes Plateau von 6 — 8000 Fuß mit geringen Unterbrechungen; nur an einem Punkte, in der Gegend der Stadt Mexiko, erheben sich aus der Ebene bedeutende Berge, welche Vulkane sind und wovon einige über 16,000 Fuß Höhe erreichen; ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 statt, wo ein Berg von 4000 Fuß Höhe entstand. Die übrigen Gebirge sind nur unbedeutende Höhen, welche die Einförmigkeit der Hochebene unterbrechen. Die Abfälle der Ebene nach den Küsten sind verschieden: der östliche ist äußerst steil und schroff, der westliche viel sanfter, führt erst durch mehrere Terrassen zum Austral-Ocean; beide Küsten sind sandig, sumpfig und sehr ungesund. Die Hochebene hat nur Wald an den Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte

Eintheilung des Bodens in terras calientes; heiße Länder, an den Küsten, templadas, gemäßigte, an den Abhängen, und frios, kalte, auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30° hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte. Aus der sehr großen Zahl von Produkten aller Art, woran Mexiko reich ist, wählen wir nur diejenigen, welche diesem Lande vorzugsweise eigenthümlich sind. Dahin gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren: das Tapir, das Faulthier, mehrere Gürtelthiere, Kaimans oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehrere schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille. An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze, deren Schoten das bekannte Gewürz abgeben, in Mexiko einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen, sie findet sich aber auch wild wachsend. Ferner der Kakao, dessen Anbau schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war. An Medizinalpflanzen bringt Mexiko die Sassaparille und Galappe hervor. Die Wälder liefern mehrere edle Holzarten, namentlich das Mahagony- und das Campesche-Holz. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexikaner schon den Mais und die Kartoffeln. Eben so kannten die Mexikaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Maniok, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswaschen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel giebt. Aus dem Safte der Agave bereiteten sie ein noch unter ihnen übliches berauschendes Getränk, Pulque genannt. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, eben so Zucker, Baumwolle, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock. Kein Land der Erde ist so reich an Silber als Mexiko: man zählt an 500 Gruben, und doch sind die Gebirge wohl nur erst sehr unvollkommen erforscht; die meisten Bergwerke sind in

den Provinzen Anahuac und Mechoacan. Neuerdings haben englische Kaufleute den Bergbau auf mehreren Punkten von der Regierung in Pacht genommen. Doch nicht Silber allein, auch Gold, doch in viel geringerer Menge, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und etwas Quecksilber werden gewonnen. Aber der Bürgerkrieg hat die Industrie gestört. Reiche Familien sind dadurch verarmt, andere sind ausgewandert. Viele Bergwerke mußten liegen bleiben; die großen Anlagen der Gruben zu Valenianac wurden 1817 von den Insurgenten verbrannt. Die berühmte Grube von Guanaxuato, deren Ertrag vor 1810 sich auf 600,000 Mark Silber und 2000 Mark Gold belief, gab 1818 nur 150,000 Mark Silber und 400 Mark Gold. Der verabgabte Ertrag der Bergwerke an Silber, welcher bis 1810 stets zugenommen und 1809 bis auf 28 Mill. Dollars an Werth gestiegen war, sank während der Bürgerkriege auf 4 bis 5 Mill. herab, stieg jedoch wieder, nachdem die Abgabe auf Silber von 17 auf 3 Procent herabgesetzt worden war, 1822 bis auf 7 Millionen. In der Münze von Mexiko, wo vor 1810 jährlich 25 bis 28 Mill. Piaster geprägt worden waren, prägte man 1821 kaum 6 Millionen. Die Gesammtzahl aller Bewohner Mexiko's möchte wohl auf 6—7 Mill. steigen. Hierunter befinden sich etwa 1 Mill. 3—400,000 Weiße, theils Chapetones, theils Kreolen, wovon vor der Revolution die ersteren allein zu Aemtern gelangen konnten, obgleich sie kaum $\frac{1}{7}$ der weißen Bevölkerung ausmachen. Farbige giebt es etwa 2—3 Mill., größtentheils Mestizen, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Indianern; die Mulatten, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Negern, sind weniger zahlreich. Außerdem unterscheidet man noch alle Abstufungen der Färbung, je nachdem mehr oder weniger europäisches Blut in einem Menschen ist, und dieser Umstand bestimmte sonst die Rangordnung. Obwohl nun diese Unterschiede jetzt gesetzlich aufgehoben

sind, so ist doch die Frage, ob alle eingewurzelte Vorurtheile damit aufgehoben sein mögen. Die Weißen waren bisher fast die alleinigen Besitzer aller Reichthümer und des Grund und Bodens. Die Zahl der ansäßigen und christlichen Indianer beträgt über 3 Mill.; körperlich unterscheiden sie sich wenig von ihren Brüdern in Nordamerika. Sie wurden bisher als Unmündige behandelt, ohne doch eigentlich Leibeigene zu sein und ihr Loos war in der letzten Zeit erträglich. Unter ihnen giebt es noch Abkömmlinge ihrer ehemaligen Fürstenfamilien, welche noch immer Kaziken genannt und gesetzlich als Edle betrachtet wurden, sie waren gewöhnlich die Häupter der Indianer-Dörfer und unterdrückten ihre Brüder mehr als die weißen Beamten. Obgleich alle ansäßige Indianer spanisch verstehen, so haben sie doch noch ihre alten Muttersprachen, deren es sehr viele giebt, beibehalten. Sie bekennen sich zur katholischen Religion. Jenseits des Rio del Norte und im ganzen Norden des Landes leben noch an 300,000 Indianer in ihrem ursprünglichen wilden Zustande; sie sind heidnisch und erbitterte Feinde der Weißen, mit welchen sie in einem ewigen Kriege stehen. Die Zahl der Neger ist gering in Mexiko, vielleicht kaum 16,000, worunter an 6000 Freie; sie werden fast nur in den heißen Küstengegenden gehalten und im Ganzen milde behandelt. Die allgemeine Sprache des Landes ist die spanische, da nur Spanier bisher sich in den spanischen Colonien niederlassen durften; die katholische Religion war die einzige, jetzt ist sie zwar noch die Staatsreligion, aber auch andere Christen sollen geduldet werden. Die Geistlichkeit in Mexiko war sehr reich und zahlreich, und nirgend vielleicht waren die Kirchen prächtiger geschmückt und die Kirchenfeste glänzender. Dem bis zum Jahre 1821 regierenden Vicekönig stand ein Rathscollegium zur Seite, und das Reich war in zwölf Intendanturen und drei Provinzen abgetheilt; diese letzteren waren: Neumexiko, Alt- und Neu-

kalifornien. Die Intendanturen waren: Mexiko, Puebla, Oaxaka, Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Zakatekas, Merida, Vera-Cruz, San Luis de Potosi, Sonora und Neubiscaya. Das Ganze besteht seit 1823 aus 20 unabhängigen, zu einer politischen Einheit verbundenen Staaten. Diese Staaten sind theils die alten Intendanturen, theils haben sie sich neu gebildet, oder wenigstens andere Namen, gewöhnlich die alten indianischen, angenommen. Sie heißen jetzt: 1) Merida (die Halbinsel Yukatan), 2) Guanaxuato, 3) Sonora, 4) Cinaloa (sonst ein Theil von Sonora), 5) Kalifornien, 6) Chihuahua (Durango oder Neubiscaya), 7) Durango und Neumexiko, 8) Mexiko, 9) Mechoakan (Valladolid), 10) Oaxaka, 11) Pueblo de los Angeles mit Tlaskala, 12) Queretaro (sonst ein Theil von Mexiko), 13) S. Luis de Potosi, 14) Tabasko (sonst zu Vera-Cruz gehörig), 15) Vera-Cruz, 16) Zakatekas, 17) Cohahuila (ein Theil von S. Luis de Potosi), 18) Neuleon (ebenso), 19) Texas und Neu-St.-Ander (ebenfalls), 20) Xalisko. Die vom Congreß angenommene und am 4. Oct. 1824 bekannt gemachte Verfassung ist nach der der vereinigten Staaten von Nordamerika gebildet. Die Union führt den Titel: vereinigte mexikanische Staaten. Jeder der 20 Staaten giebt sich selbst eine Verfassung, und bestimmt seine inneren Gewalten. Die Gesetzgebung besteht aus einem Senat und dem Hause der Abgeordneten. Die Wahl der letzten geschieht alle 2 Jahre. Eine Bevölkerung von 80,000 Einw. (oder wenn wenigstens 40,000 in einer Gegend wohnen) ernennt einen Deputirten. Zu dem Behuf wird alle 10 Jahre eine Volkszählung vorgenommen. Zum Senat ernennt jeder Bundesstaat 2 Mitglieder; die Wahl derselben geschieht durch den gesetzgebenden Körper der Provinz. Die Zusammenkünfte des Repräsentantenhauses und Senats heißen Congreß. Die Diäten der Congreßmitglieder bestimmt ein Gesetz. Die regel-

mäßigen Sitzungen des Congresses dauern jährlich vom 1. Januar bis 15. April; soll eine außerordentliche Zusammenkunft stattfinden, so muß in dem Einberufungsdecret der Grund dieser außerordentlichen Maßregel angegeben sein. Die vollziehende Gewalt ruht in der Hand des Präsidenten. Zu dieser höchsten Würde ernennt jeder Staat durch seinen gesetzgebenden Körper 2 Candidaten, von denen der eine nicht zu dem wählenden Staat gehören darf. Die Namen dieser Gesandten werden dem Congreß übersandt, der hierauf den, für den die meisten Stimmen ausgefallen, zum Präsidenten erklärt. Die Geschäfte des Präsidenten dauern 4 Jahre. Auf gleiche Weise wird auch ein Vicepräsident gewählt. Der Präsident ernennt und entläßt die Staatssecretaire, befördert in der Land- und Seemacht zu Posten, verfügt über die Streitkräfte der Republik nach dem Rathe des Congresses, beruft zu außerordentlichen Sitzungen ein und macht die Congreßakten bekannt. Er hat zu seiner Unterstützung einen geheimen Rath, in dem jeder Staat durch ein Mitglied repräsentirt wird. Ein oberster Gerichtshof, aus 11 Mitgliedern bestehend, der ebenfalls von den einzelnen Gesetzgebungen der Bundesstaaten gewählt wird, hat die Verpflichtung, alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, oder zwischen den Bürgern des einen und den Behörden des andern Staats zu schlichten, die Auslegung der Gesetze des Congresses bei etwaniger Verschiedenheit der Meinung zu bestimmen, über die Gerichtsbarkeit der verschiedenen Tribunale in der Union zu entscheiden, und alle Verbrechen der Senatoren, Deputirten, Gesandten, Consuln und höhern Regierungsbeamten zu richten. Von seinem Urtheil kann nicht weiter appellirt werden. — Der Congreß hat den 22. Nov. 1823 den am 3. Oct. desselben Jahrs zwischen Mexiko und Columbien abgeschlossenen Allianzvertrag bekannt gemacht. Beide Staaten verpflichten sich darin, sich gegenseitig gegen jeden Angriff von Außen

beizustehen, und machen sich anheischig, den Beitritt der übrigen Staaten zu diesem Bündniß nach Kräften zu bewirken. Dann soll eine Generalversammlung auf der Landenge von Panama, bestehend aus Bevollmächtigten sämmtlicher Staaten, gebildet werden, die über die wichtigsten Angelegenheiten des gemeinsamen Bundes zu berathen hat, und bereits dort versammelt ist. Beide Staaten verwerfen jede Forderung Spaniens um Schadloshaltung, so wie die Abschließung irgend eines ihrer Unabhängigkeit zuwider laufenden Vertrags. Bis zum Ende des Jahres 1823 war die Union nur von den vereinigten Staaten anerkannt, und beide Republiken standen in diplomatischer Verbindung durch Gesandte. Auch erschienen im April 1824 britische Commissaire in Mexiko, um über den Zustand der neuen Republik sichere Nachrichten einzuziehen. Dies und die mit dem Londoner Hause Goldsmith abgeschlossene Anleihe von acht Mill. Pf. St., gab noch der Föderalregierung eine größere moralische und physische Kraft. Endlich kam von Martinique auch ein französischer Geschäftsträger an, um mit Mexiko Handelsverbindungen einzugehen. Vom März 1824 an war die Einfuhr von Produkten des spanischen Bodens unter keiner Flagge mehr gestattet, und es sollten alle Handelsbeziehungen wie die politischen mit Spanien ganz aufhören. Desto genauer ward die Verbindung mit England. Das Anlehen setzte die Regierung in den Stand, ihr Finanzsystem zu ordnen und alle Rückstände zu bezahlen. Vor allem aber suchte die Regierung Handel und Bergbau wieder zu beleben. Mehrere englische Handelshäuser ließen sich in der Republik nieder. Alvarado ward zum mexikanischen Haupthafen am atlantischen und Huatulco zum Nationalhafen am stillen Meere und zum Freihafen auf zehn Jahre erklärt. In England ward eine mexikanische Bergwerksgesellschaft gestiftet, welche mit den Eigenthümern von 6 Bergwerken, unter Bestätigung des Congresses, ei-

nen Vertrag abschloß, und im Junius 1824 ein Schiff mit Bergleuten und Maschinen nach Mexiko absandte, wo sie bereits den Bau mehrerer Gruben, unter dem Schutze der Geistlichkeit, begonnen hat. Auch die rheinisch-westindische Compagnie unterhält in Mexiko eine Handelsagentschaft; außerdem hatte sich im Sommer 1825 in Elberfeld ein Actienverein (400 zu 500 Thlr.) zu Betreibung des mexikanischen Bergbaus gebildet, der Bergbaukundige nach Mexiko schickte, wo die rheinisch-westindische Agentschaft schon mehrere Gruben für sie in Bereitschaft hielt. Es bedarf nur noch einer kurzen, kräftigen Unterstützung des begonnenen großen Werkes, um Resultate herbei zu führen, welche zu den glänzendsten gehören dürften, die Deutschland je von spekulativen Unternehmungen nach Außen zu Theil geworden sind. Zu gleicher Zeit erbot sich eine Gesellschaft Amerikaner, eine große Straße von Vera-Cruz nach Mexiko anzulegen, wovon das Wiederaufleben des Handels und Bergbaus abhängt. Endlich hat ein gewisser Binnon versprochen, aus inländischen Gruben den nöthigen Bedarf an Quecksilber herbeizuschaffen, was für den mexikanischen Bergbau von der größten Wichtigkeit sein würde. Am 13. Juli 1824 ist im Congreß ein Decret passirt, das am 13. Jan. 1825 in Wirksamkeit trat, und die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels befiehlt. Sklaven, die im mexikanischen Gebiet eingeführt werden, sind frei, so wie sie den Boden der Republik betreten. Nach dem vom Congreß angenommenen Colonisationsgesetz vom 18. Aug. 1824 überläßt der Staat alle ihm zugehörige Staatsländereien zur Colonisirung. Alle Colonien können aber nur in einer Entfernung von 20 Leguas von der Grenze jedes fremden Gebiets und 10 Leguas vom Seeufer angelegt werden; Ausnahmen erlaubt nur die Regierung. Die fremden Colonisten sind 4 Jahre von allen Abgaben frei; bei der Landvertheilung erhalten mexikanische Bürger den Vorzug; ein Indi-

viduum erhält nur eine Quadratlegua Land von 5000 Varas. Vor 1840 kann der Congreß die Einwanderung fremder Colonisten nicht verbieten. Kein Colonistenland kann an Stiftungen ꝛc. übergehen; doch steht es den Colonisten frei, es nach der Urbarmachung zu veräußern. Die katholische Religion hat 1 Erzbisthum, 7 Bisthümer in Puebla, Valladolid, Monterey, Yucatan, Oaxaka, Sonora ꝛc. und 14,000 Geistliche. Für wissenschaftliche Bildung sorgt besonders Mexiko, wo eine Universität, eine Bildhauer- und Malerakademie mit freiem Unterricht im Zeichnen, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten ꝛc. sind. Besonders lieben die Mexikaner die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Mineralogie, Mathematik und Astronomie. Die Indier der Provinz Chiapa haben Maler, Tonkünstler ꝛc. Jede Provinz hat 3—4 Zeitungen. — Präsident der Republik ist seit dem Sept. 1824 der General Guadelupe-Vittoria (eigentlich Ferdinand, welchen Namen er in Folge eines am Tage Maria Guadelupe über die Spanier errungenen Sieges in den jetzigen verwandelte), so wie General Bravo Vicepräsident. Das Wappen ist ein Adler, der mit der linken Klaue auf einem Copal- oder Cochenillebaum steht, der aus einem Felsen in der Fluth eines Sees hervorwächst, und mit der rechten eine Schlange packt, die er mit dem Schnabel zu zerreißen im Begriff ist, umgeben von einem Lorbeer- und Eichenzweige. Die Nationalflagge besteht aus 3 senkrechten Streifen, grün, weiß und roth; in der Mitte des weißen ist ein Adler. Die öffentlichen Einkünfte Mexiko's stiegen 1803 über 20 Mill. Piaster; nämlich Abgabe der Bergwerke, Münze und Queckſilberverkauf 5½ Mill., Tabakspacht 4½ Mill., Kopfsteuer der Indier 1½ Mill., Einfuhrzölle (atcavatas) 3 Mill., Tranksteuer von der Agave (dem inländischen Wein) 800,000 Piaster ꝛc. Von diesen 20 Mill. wurden im Lande auf die innere Verwaltung 10½ Mill. Piaster verwandt, namentlich 4 Mill. auf die

Vertheidigungsanstalten, besonders die Forts (presidios) und ihre Besatzung in den entfernten nördlichen Provinzen, und nach andern spanischen Colonien als Zuschuß der dortigen Verwaltungskosten 3⅓ Mill. Piaster versandt, so daß als reines Einkommen für den Staatsschatz nur 6 Mill. übrig blieben. Im J. 1822 betrug die Einnahme 7,009,158 und die Ausgabe 6,868,256 Gl. Nach der dem Congreß am 1. Jan. 1825 vorgelegten Uebersicht der Finanzen belaufen sich die Ausgaben für 1825 auf 17,986,674 (wovon das Kriegsministerium 12 Mill.), die Einnahme auf 10,690,608, das Deficit auf 7,295,994 Dollars. Um dieses zu decken, ist die Wiederherstellung des Tabaksmonopols und der Ausfuhrzölle auf Gold und Silber vorgeschlagen worden; auch sollen bei dem Heer, das 16,011,990 Dollars kostet, die Ersparungen auf 12 Mill. heruntergebracht werden. In Hinsicht der Nationalschuld betrug 1824 die liquide 44,714,563, die illiquide 35,560,976 Piaster. Die Kriegsmacht belief sich am 7. Nov. 1823 auf 20,619 Mann Linientruppen (1285 Artillerie und Genie, 25 Hellebardirer in 1 Comp., 10,676 Infanterie in 12 Bat., 269 Besatzungstruppen in 5 Comp., 300 Campechebat., 8064 Cavallerie in 15 Reg.), und 9381 Mann Provinzialtruppen (577 Artillerie, 4412 Inf. 6 Corps in 8 Div., 1000 Mann Reg. von Yucatan, 150 Mann Eskadr. von Meokatlan, 200 Mann Eskadr. von Oaxaca, 3042 Hülfscavallerie). Die Kosten des Heeres waren 1824 auf 9,922,782 Piaster geschätzt. Die Miliz betrug 1825 40,000 Mann. In den nördlichen Gegenden schützen das Land große Wüsten; die Küsten bieten keinen Landungsplatz dar, und die Festung Vera-Cruz kann sich so lange halten, bis das gelbe Fieber, das wahrscheinlich unter den Belagerern ausbrechen würde, sie zurücktreibt; auch das terrassenartig über einander erhobene Land und die unwegsamen Straßen, die denen des St. Gotthards und anderer Schweizer

Pässe gleichen, machen jede Vertheidigung leicht. Die Marine zählte am 7. Nov. 1823 1 Brigantine, 4 Goeletten und 12 Kanonenböte; die Kosten wurden auf 473,014 Piaster angeschlagen. — Die alte Geschichte von Mexiko hat Ant. de Solis geschrieben (n. A., Madrid 1825, 4 Bde., mit geogr., hist. und lit. Noten). Ueber die Revolution vgl. m. Robinson's, Will. Davis's (Bürgers der Verein. St.) »Geschichte der Expedit. des Gen. Xav. Mina nach Mexiko im J. 1816« (enthält eine Schilderung der damal. span. Colonien; aus dem Engl., Hannover 1824). Die »**Memoirs of the mexican revolution etc.**« (London 1821, 2 Bde.) enthalten Bemerk. über die Verbindung der Südsee mit dem atlant. Meere durch den mexikan. Isthmus in der Provinz Oaxaca mittelst des Nicaraguasees. Das Neueste erzählt W. Bullock's »**Six months residence and travels in Mexico etc. 1823**« (London 1824, m. Kpf.); der Verfasser brachte seltene Pflanzen und Thiere, insbesondere sorgfältige Abzeichnungen der Alterthümer aus Mexiko mit. Capitain Hall schildert in s. »**Extracts from a journal written on the coasts of Chile, Peru and Mexico in the years 1820—22**« (Edinb. 1824, 2 Bde.) das Verhältniß der Altspanier zu den Creolen, die Ereignisse des Planes von Iguala und das Land von San-Blas bis Acapulco. Vorzüglich lehrreich ist Alex. von Humboldt's »**Essai politique sur le royaume de la Nouv. Espagne**« (2. Aufl., Paris 1827, 4 Bde.). — Außer Robinson haben noch die Mexikaner **D.** Jos. Guerra, an der Universität zu Mexiko, **D.** Juan Lopez Cancelada und Villaurrautia, Mitglied der spanischen Cortes, historische Denkwürdigkeiten über die mexikanische Revolution in spanischer Sprache geschrieben. Aus diesen Werken und aus der mexikanischen Zeitschrift »**Aguila Mexicana**« hat das »**Quart. rev.**« (**LXIX**, 1824) das Wichtigste bekannt gemacht.

Mey (.....), früher Conditor, in Diensten des Reichsgrafen von Ostein, dann bei dem vormaligen Großherzog von Frankfurt; ausgezeichneter Künstler in Korkarbeiten. Vgl. Phelloplastik.

Meyerbeer, ein talentvoller deutscher Theatercomponist, Sohn des jüdischen Banquiers Beer in Berlin, 1791 daselbst geb. Schon in s. 9. J. trat er in Berlin als Pianofortespieler auf. In der Composition wurde er 1810 — 11 des Abts Vogler Schüler u. K. M. v. Weber's Mitschüler. 1815 reiste M. nach Frankreich u. von da nach Italien. Hier suchte er sich die seinen Compositionen bisher fehlende Kenntniß des Gesangs zu eigen zu machen. Er trat zuerst in Padua mit der Oper »**Romilda e Costanza**« (1817) auf; noch größern Beifall erhielt seine »**Margaritta d'Anjou**« und seine »**Emma di Resburgo**«. Alle übertraf seine »**Crociato in Egitto**«, der auch in Paris und Deutschland einen großen Ruf erhielt. 1825 reiste er in sein Vaterland zurück.

Mézerai (François Eudes de), Historiograph von Frankreich, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie. M. diente anfangs in der Artillerie, zog sich aber bald vom Militair zurück, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, und wurde, begünstigt von dem Herzoge von Richelieu, zum Historiograph von Frankreich ernannt; zugleich bekleidete er auch die Stelle eines immerwährenden Secretairs bei der franz. Akademie. Er gehört zu den freisinnigsten und achtungswerthesten Geschichtschreibern Frankreichs, obschon sein Styl nicht musterhaft genannt werden kann. Colbert entzog ihm wegen einiger der Regierung mißfälligen Aufstellungen in seiner Geschichte Frankreichs erst einen Theil, dann seine ganze Pension. Er starb 1683 und bekehrte sich noch auf dem Todtenbette von einer gewissen Freigeisterei, der er sein Leben hindurch angehangen hatte. Schriften: **Histoire de France**, 3 Bde., Paris 1643, 46, 51 u. 85. Fol., sehr von der

Behörde beschnitten; doch kennt man die gestrichenen Stellen. Abrégé chronologique de l'histoire de France, 3 Bde., Paris 1683 — 84, 6 Bde., Haag 1673, und 14 Bde., 1775, 12.; Traité de l'origine des François, Amsterdam 1688. Außerdem lieferte er mehreres minder Wichtige und übersetzte auch Mehreres aus fremden Sprachen.

Mezzotinto (ital.) nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Statt Mezzotinten sagt man oft auch Mittelfarben und bisweilen halbe Farben, gebrochene Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind), oder Tinten schlechthin. In der Kupferstecherkunst ist die M.-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich schwarze Kunst nennen.

Miasma (μιασμα, Schmutz, Verunreinigung), überhaupt ein Ansteckungsstoff, insbesondere in so fern dieser durch die Luft fortgepflanzt wird, oder auch in der Luft selbst, unter nicht immer erkennbaren Verhältnissen, erzeugt wird und den Grund von allgemein verbreiteten Krankheiten enthält, die selbst einen verschiedenartigen Charakter haben, oder auch zu wirklich ansteckenden werden können.

Micha, einer der 12 kleinen Propheten des A. T., gebürtig aus der Stadt Maresa im Stamme Juda, lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias.

Michaelis 1) (Joh. Benjamin). Dieser für die deutsche Literatur zu früh gestorbene Dichter war geboren zu Zittau 1741. Da sein Vater durch die Einnehmung dieser Stadt im J. 1757 völlig verarmt war, so nahm sich ein dortiger Gymnasiallehrer des armen Jünglings mitleidsvoll an und machte ihn mit den Klassikern des Alterthums bekannt. Früh erwachte in ihm schon die Neigung zur Poesie. 1764 ging er, um Medicin zu studiren, nach Leipzig, wo

ihm Gottsched, dessen Gunst er durch einen Geburtstags-Carmen gewonnen hatte, freie Wohnung und freien Tisch verschaffte. Hier gab er die erste Sammlung Fabeln, Satyren und Lieder heraus, die seine Bekanntschaft besonders mit Weiße veranlaßte; auch lernte er nun Gleim, Gellert, Garve und Andere kennen. Seine Lage wurde um diese Zeit durch die Verleihung des großen silversteinschen Stipendiums verbessert; doch war die Annahme dieser Wohlthat mit der Verpflichtung zum medicinischen Studium verbunden, gegen welches seine Abneigung täglich stärker wurde. Endlich konnte er diese nicht mehr überwinden, entsagte dem Stipendium und sah sich nun der Dürftigkeit wieder preisgegeben. 1770 erhielt er einen Ruf nach Hamburg zur Redaction des Correspondenten, die er jedoch bald aufgab, um bei der Seilerschen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Aber auch hier sah er sich bald in seinen Hoffnungen getäuscht, denn schon 1771 ward er aus Mangel an Geld entlassen. Hierauf ging er nach Halberstadt, wo er am 30. Sept. 1772 in der Blüthe seines Lebens starb. Die poetischen Leistungen dieses Jünglings berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. In seinen Satyren ist das Feuer des Juvenal mit der finstern Laune des Persius vereinigt; seine Operetten, poetischen Briefe, Fabeln, Epigramme und Erzählungen zeichnen sich durch kühnen und kräftigen Ausdruck, durch leichte und wohltönende Verse und durch treffenden Witz aus. Von seinen Werken ist nur der erste Band erschienen (Gießen 1750). 2) (Johann David), Professor zu Göttingen, berühmt als Theolog und Orientalist, geb. den 27. Febr. 1717 zu Halle, starb 22. Aug. 1791, 74 Jahr alt und hinterließ den Ruhm eines eben so rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und Exegese war groß, und mehrere seiner Schriften, von denen wir hier nur sein Werk über die moralische Gesetzgebung, seine

»Introductionen in das Studium des N. und A. T.«, s. »Spicilegium geographiae Hebraeorum« und s. »Paraphrasen über verschiedene einzelne Episteln in der heil. Schrift« nennen wollen, sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Die Akademien von London und Paris ernannten M. zu ihrem Mitgliede und der deutsche Kaiser verlieh ihm den Titel eines kaiserl. Rathes; auch ward er 1787 noch zum Geheimenrath ernannt.

Michaux (André), Reisender und Botaniker, geb. 1746 auf dem Pachthofe Sartory bei Versailles, bildete sich in Paris als Botaniker aus, machte dann als solcher mehrere wissenschaftliche Reisen, unter andern 1782 nach Persien, wo er zwei Jahre verlebte, 1785 nach Nordamerika, in der Revolutionszeit nach Louisiana, von wo er 1796 zurückkam, aber durch Schiffbruch einen großen Theil seiner kostbaren Sammlung verlor. 1800 schiffte er sich nach Teneriffa u. Isle de France ein, und ging nach Madagaskar, welches er schon längst zu durchforschen wünschte. Hier unterlag er aber dem Einfluß des Klima's und st. an den dort herrschenden Fiebern im Nov. 1802. Seine »Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale« und s. »Flora boreali-americana« sind Werke von ausgezeichnetem Werth.

Michel Angelo, s. Angelo.

Midas, Name fast aller ältern Könige Phrygiens; bes. aber ist bekannt M., Sohn des Gordios und der Kybele, König in Phrygien, Mygdonien oder Lydien. Bei Dichtern erscheint er als ein für thörichte Wünsche und Urtheile mit Eselsohren bestrafter Monarch, bei Historikern als reicher König, erfinderischer Mann und Geweihter in die Mysterien des Bacchus. Gewöhnlich erzählt man von ihm Folgendes: Als Bacchus aus Thracien nach Phrygien zog, hatte sich Silenos im Durchziehen der Gärten des Midas in einem mit Wein

gemischten Quell berauscht. In Fesseln wurde er zu M. gebracht, gut empfangen und dem Bacchus frei zurückgestellt. Bacchus dankte ihm dafür dadurch, daß er ihm auf seine Bitte den Wunsch erfüllte, daß sich alles, was er anrühre, in Gold verwandle. Als sich aber auch Speise und Trank in dieses Metall verwandelten, bat M., um dem Hungertode zu entgehen, den Gott wieder, er möge ihn von dieser Gabe wieder befreien. Bacchus gebot ihm, bis an die Quelle des Paktolos (Fluß) zu gehen und sich darin zu baden. Seitdem führt dieser Gold bei sich, und M. war dieser verderblichen Eigenschaft ledig. In einem Wettstreit zwischen Apoll auf der Leier und Pan auf der Syrinx entschied der zum Kunstrichter gewählte M. für Pan. Apollo ließ dem übelhörigen Kunstrichter ein Paar Eselsohren wachsen. Lange verbarg er sie unter seinem phrygischen Turban. Nur sein Barbier wußte um das Geheimniß, das diesen indeß so gewaltig drückte, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr wuchs, durch welches das Geheimniß Allen kund wurde. Erklärer erinnern, man habe hier zu bedenken, daß es in Phrygien mehrere Könige dieses Namens gab, worunter vielleicht einer durch Bergbau reich wurde, den Bacchusdienst begünstigte und aus letzterm Grunde selbst denselben als Satyr mitfeierte. Nach Böttiger dagegen haben die Fabeln von M. ihr Dasein größtentheils den satyrischen Dramen der Athener zu danken. In ihnen erscheint M. als weichlicher, durch Wollüste erschlaffter Despot und als unverständlicher Klügling, der das Grobsinnliche dem höhern Geistigen vorzieht, und dessen spitzige Satyrohren auf der Bühne in Dummheit verkündende Eselsohren verwandelt wurden. Der Wettkampf zwischen Apollo und Pan ist der bei den Griechen lang dauernde Streit über den Vorzug der Lyra über die Flöte. Die Athener erkannten der erstern, die Thebaner der letztern den Preis zu.

Ende des siebenunddreißigsten Bändchens.